Bis zum Schaffot.

Criminal-Novelle

von

Julius Mühlfeld.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1868.

Erstes Kapitel.

Tenglin ist ein großes Kirchdorf im nordöstlichen Deutschland. Wo, nahe der See, ein größerer Strom nordwärts der See zufließt, und ein Nebenflüßchen, welches von Westen nach Osten läuft, sich kaum eine Meile vor der Ausmündung des großen Flusses in denselben ergießt, da liegt Tenglin auf diesem fast ganz von Wasser umflossenen Stück Lande.

Im Norden die See, östlich der größere Strom, südlich der kleinere Fluß mit seinem schnell fließenden Wasser und nur im Westen das offene Land den Strand entlang. Auf dieser offenen Seite gelangt man in des Landes Tiefe, dessen äußerste Grenze bei Tenglin ziemlich erreicht ist. Denn eine Meile östlich fließt der größere Strom, und die nächste Stadt jenseits desselben liegt auch bereits jenseits der Landesgrenze.

Dennoch stehen die Tengliner gerade mit dieser Stadt im eifrigen Verkehr. Sie entnehmen dort nicht nur zumeist ihre Bedürfnisse, sondern führen auch ihre eigenen, aus Feld- und Viehwirthschaft gewonnenen Produkte zum Verkauf dahin.

Man kann von Tenglin aus auf zwei Wegen in die Stadt gelangen. Kaum zehn Minuten hinter dem Dorfe fließt der kleine Fluß vorüber, der zwar nicht breit, aber tief genug ist, um selbst schwerbeladene Kähne zu tragen. Sein Rücken trägt nach längerem Bogen- und Zickzacklauf das Fahrzeug auf den großen Strom hinaus und an das jenseitige Ufer, an welchem dann die Ausladung in Wagen zu geschehen hat. Dieses Umstandes und des weiten Bogens der Wasserstraße wegen wird dieselbe nur spärlich und selten von den Dorfbewohnern benutzt. Sie wählen mit ihren Geschirren lieber den Landweg, der direct auf den Strom zuführt, und lassen die ganzen schwerbeladenen Wagen mittels der großen Fähre nach dem jenseitigen Ufer übersetzen, von wo die Landstraße in die Stadt weiterführt.

Am Ende von Tenglin, welches ein reiches Bauerndorf ist, lag eins der größten Güter desselben, fast wie ein Vorwerk. Dieses Bauergut wurde der Ring genannt. Sein Besitzer war einer der reichsten Bauern.

Das Gut bestand seit Menschengedenken in seiner alten, bis zum Dache hinauf massiven Bauart und die besten Feld- und Wiesenflächen gehörten seit ebenso lange zu demselben. Daß damit auch die ganze innere Wirthschaft des Hauses und sein Viehstand harmonirte, war nicht zu verwundern.

Der Ring hieß das Gut seiner Bauart wegen. Die gesammten Baulichkeiten, die Stallungen und Scheunen, welche massiv und altersgrau, statt des Anwurfs mit sammtenen Moosdecken überzogen, ein wahrhaft ehrfurchtgebietendes Aeußeres hatten, waren bis zum Garten hin mit einer ebenso massiven Ringmauer umschlossen, die an der Straße in dem stattlichen zweistöckigen Wohnhause den geraden Schlußpunkt, gleichsam den glatten Stein zum weiten Reife fand.

Der Ring war innerhalb seiner Mauer, die unbefugten Einblick und Eintritt zugleich verwehrte, ein stattlicher Hof. Trat man aus dem Wohnhause, in dem sich Vorrathskammern, Milchkeller und Küche zugleich befanden, in den ringsumher gepflasterten Hofraum, so zogen sich linker Hand die bedeutenden Stallungen hinunter, in denen Pferde und Rindvieh ihre Stätte fanden, rechter Hand dagegen Scheunen und Schuppen. Die zum Theil schmälern, zum Theil breitern Schlüpfen zwischen diesen Gebäuden und der

ringförmig gebogenen Außenmauer waren mit Gras bewachsen und dienten tagsüber dem Geflügel als willkommener Tummelplatz.

Den größten Theil des weiten Hofraums nahm in der Mitte der ungeheure Düngerhaufen ein, die Freude, der Stolz, der Goldberg des Bauers. Blos ein erhöhter Steindamm führte reinlich und trocken, wie alle Wege des Hofes, durch diesen Haufen hindurch zu dem Geflügelhause, das, wie eine Insel aus dem Meere, aus der goldgelben Flut des Düngers hervorragte. In diesem Häuschen war es vom frühesten Morgen bis zum späten Abend lebendig vom Schnattern, Gackern und Girren. In drei Stockwerken über einander wohnte das zahllose Federvieh des Rings. Zur ebenen Erde die schwerfälligen Gänse und Enten, die tagsüber zum Hofe hinauswatschelten, um sich auf dem Gemeindeteiche zu vergnügen; im ersten Stockwerke das Hühnervölkchen, welches zu Sommerszeiten so fleißig in den aufgestellten Nestkörben war, daß der Freudenruf der Hennen: „Sieh da, sieh da, ein Ei!" bis zum Sonnenuntergang nicht endete. Das Dachgeschoß endlich war auf beiden Giebeln mit zahllosen Taubenlöchern versehen, von denen jedoch nur einige Haupteingänge, die vor dem Marder abends geschlossen wurden, in das reichbevölkerte Taubenhaus selbst

hineinführten. Hier wurden im Sommer wöchentlich viele Paare junger Tauben abgelesen und nebst andern Erträgnissen mit dem wöchentlichen Butterwagen in die Stadt zum Verkauf gesandt.

Die große Ringmauer des Gutes stand früher von Gebäuden frei und schloß sich nur mit beiden Enden ans Wohnhaus an. Erst vor etwa dreißig Jahren war das ein wenig anders geworden. Der Vater des jetzigen Bauers hatte damals dem Wohnhause gegenüber dicht an der Mauer ein kleines Häuschen erbaut, dessen bewohnbares Stockwerk sich aber erst oberhalb der Mauer und der massiven Eichenthür in derselben, welche in den Hausgarten führte, erhob. Der Unterbau gab Räumlichkeit für Gartengeräthe, und der Weg in den Hausgarten führte durch denselben.

Aus dem Fenster des freundlichen Stübchens über der Mauer blickte man in den Hausgarten des Gutes, der sich über mehrere Morgen ausdehnte. Schönes Gras wuchs unter den Obstbäumen, große wohlgepflegte Beete für Gemüse neben einer kleinen wohlbesetzten Blumenrabatte bekundeten auch hier den praktischen Sinn der Bodenbewirthschaftung.

Der ganze Garten war rings umher mit einem lebendigen Zaune eingehegt. Gleich hinter demselben dehnten sich die Felder aus, weiter draußen leuchtete

im reinsten Smaragdtone ein fetter Wiesenstrich, aus dem das kleine Flüßchen im Sonnenlichte wie ein silbernes Band herausglänzte.

Alles das sah man aus dem Stübchen, welches der alternde Bauer zur Auszugswohnung des Gutes erbaut hatte, als er sich mit seiner Frau in das Altentheil setzen und das Gut dem einzigen Sohne übergeben wollte.

Die alten Leute waren längst gestorben und das Auszugshäuschen stand wieder leer, bis es der jetzige Bauer einmal beziehen würde.

Diese Zeit war vielleicht nicht mehr fern. Denn wenn der Ringbauer Johann Fröse auch ein starkknochiger und stattlicher Fünfziger war, der es im kernigen Zugreifen noch jedem Burschen zuvorthat, so besaß er doch fünf erwachsene Söhne. Fünf Söhne ohne weiblichen Zuschuß hatte ihm der Himmel in schneller Reihenfolge gegeben. Johann, der älteste derselben, war bereits achtundzwanzig, der jüngste der stattlichen Schaar, Fritz, fast dreiundzwanzig Jahre alt.

Dieser jüngste Sohn war von dem Vater wie von den Brüdern in seinem Wesen gleich sehr verschieden, so sehr er im Aeußern ihnen ähnlich sah.

Die vier Brüder waren langgewachsen, kräftig und breitschulterig, wahre Eichbäume, wie ihr Vater, nach

welchem sie in allen Stücken gerathen waren. Die starkknochigen Gesichter hatten einen harten und trotzigen Ausdruck, den die wasserblauen Augen nicht einmal milderten, die blonden Haare umgaben filzdicht, aber struppig und unfügsam, kurzgeschnitten Stirn und Scheitel. Es waren wilde, starrsinnige Burschen. In dem stolzen Bewußtsein, die kraftvollen Söhne vom Ring zu sein, dessen Bauer als schwerwiegend in der Gegend bekannt war, ließen sie ihren Hoch- und Uebermuth bei jeder Gelegenheit und an Jedem, der ihnen in den Weg kam, aus. Wer ihnen zu widersprechen wagte, der konnte auf eine Auszahlung rechnen, an die er lange denken durfte. Denn zum Schutze ihres Uebermuthes verband sich ihre mächtige Leibesstärke. So wurden sie aus Furcht respectirt, und die Vier vom Ring führten das erste Wort, wohin sie kamen. Ihrem Vater, dem Bauer, gefiel das recht wohl, denn er war stolz und ehrgeizig. Die Burschen waren aber auch als Raufer berüchtigt. Niemand als sie war so schnell bei der Hand, seine Ansichten und seine Anmaßung mit der Faust zu beweisen.

Auch das kitzelte nur des alten Bauers Stolz. Mehrmals hatte er schon für die Opfer ihrer Raufsucht Schmerzensgelder und Strafe bezahlen müssen. Um der guten Zucht willen, die er hielt, starr aufrecht

hielt, so alt die Söhne auch schon geworden waren, donnerte und wetterte er wohl, nahm die Jungen mit sich in den Pferdestall, dessen Thür er hinter sich zumachte, und hieb einen um den andern mit der Reitpeitsche zusammen, bis ihm selbst der Arm müde wurde. Aber es freute ihn schon im Stillen, wenn sie nur die Zähne zusammenbissen, jedoch kein noch so scharfer Jagdhieb ihnen einen Schrei oder eine Thräne entriß, und drinnen sagte er zu seiner Frau, der Bäuerin: „Es sind doch Kernbengels, die vier Aeltesten."

Befand sich der jüngste Sohn gerade in der Nähe, so streifte ihn dabei gewiß ein Blick zorniger Verachtung.

Trafen Vater und Söhne wieder zusammen, so war das Vorhergegangene vergessen und gern gab er ihnen am nächsten Sonntag die Erlaubniß, zum Tanzboden zu gehen, auf dem es sicher neue Rauferei gab.

Das nannte der straffe Bauer gute Zucht.

Des Vaters gewaltiger Wille beugte die wilden Burschen wie Schilfhalme. Wenn er gesprochen hatte, so muckste keiner mehr, sein Befehl galt unweigerlich, und manchen kräftigen Schlag des Alten ertrugen die breiten Rücken ohne Murren, denn er war noch immer der Herr des Gutes, ihr Brodherr.

Das Gegentheil dieses physisch kräftigen Schla-

ges bildete Fritz, der fünfte und jüngste Sohn des Gutes.

Auch Fritz war des kräftigen Vaters und der Brüder Ebenbild. Derselbe Stoff, doch andere Contouren. Während letztere rauh und roh durch einfachen Töpfers Hand gebildet erschienen, schien Fritz aus Künstlers Hand hervorgegangen. Da war alles Harte weich geworden, die Formen zart, rund, zierlich, harmonisch; die Augen hatten das dunkle Blau der Kornblume und erschienen so tief und rein wie ein klarer Bach, in welchem sich der Frühlingshimmel spiegelt; die blonden Haare schmiegten sich von selbst in seidenweichen Locken um die hohe Stirn und fielen bis auf die Schultern nieder.

Von Anfang an war der Junge so zart, so weich und mädchenhaft gewesen. Er kannte die Wildheit und den rohen Sinn der Brüder nicht; ein feines, fast empfindliches Zartgefühl zeichnete ihn von Natur aus, und er hing unwiderstehlich einer seltsam sinnenden, träumerischen Neigung nach. Seine Aeltern und Brüder liebte er als Kind innig, fast schwärmerisch. Aber nur die Mutter hegte für den Jüngstgeborenen dieselben warmen Empfindungen wie für seine Brüder, ja sie verstand vielleicht zuweilen, daß er der Liebe mehr bedürftig sei als jene. Doch die Bäuerin fand dazu

wenig Zeit. Auf dem Dorfe, unter den steten Ruderschlägen angestrengter Arbeit, die auf einem großen Gute nie abreißt, bleibt die Erziehung der Kinder eine sehr einfache, äußerliche. Nur für das leibliche Wohl wird wacker Sorge getragen, für Speise und Trank, und daß Niemand unnütz müßig gehe, sondern die Hände fleißig rege. Sonst wachsen die Kinder wie die Füllen heran und nach ihrer Kraftentfaltung werden sie geschätzt. Wie viele Scheffel Korn der breite Rücken die Treppe zum Kornboden emportragen kann, bildet den Werthmesser für den Menschen.

So rechnete Bauer Fröse. Der jüngste Sohn fand daher seinen Beifall niemals. Er schätzte nur die üppige Kraft. In Fritz wollte dieselbe niemals hervorbrechen und Unzufriedenheit, ja Verachtung traf ihn seiten des Vaters; die Brüder verhöhnten ihn. Der Bauer nannte den weibischen Bengel, der sich nicht mit balgte und zimperlich wie ein Mädchen that, aus der Art geschlagen und beachtete ihn nicht, stieß ihn zurück.

Dadurch wurde Fritz scheu und schüchtern. Gern barg er sich vor den Augen des Vaters und der Brüder — die Kinderseele fühlte schmerzlich die verächtliche Zurücksetzung, welche sie traf.

Die Schule eröffnete für Fritz ein neues Leben. Mit Wißbegier lernte er und der Lehrer besaß keinen

aufmerksamern und dankbarern Schüler als den Fritz vom Ring. Er überflügelte nicht nur seine Brüder, sondern auch die ältern Knaben des Dorfes schnell, und der Lehrer bezeichnete ihn mit Stolz als seinen besten Schüler. Ihn lehrte er, was er selbst noch außer den für das Dorf gewöhnlichen Dingen wußte, mit treuem Eifer, und seine kleine Bibliothek bildete einen unergründlichen Schatz für Fritzens Wißbegier.

Und wie liebte der Knabe seinen Lehrer, wie pünktlich fand er sich in den Lehrstunden ein, die andere nur gezwungen besuchten und so oft als möglich umgingen.

Fritzens Brüder waren in letzterer Hinsicht die eifrigsten. Wenn die Feldarbeit blühte, so erblickte man sie tagelang nicht auf der Schulbank, sondern konnte sie draußen im Felde bei den Knechten finden. Mit diesen hinter dem Pfluge zu gehen und auf den Gäulen zu reiten bereitete ihnen mehr Vergnügen, als Fibel und Rechenstift gewähren wollten. Der Lehrer ärgerte sich, wußte aber, daß Bauer Fröse von der Schule auch nicht viel hielt, sondern ihre lange Dauer als nutzlos und als eine erzwungene Last betrachtete. „Ein bischen Lesen und Schreiben ist für den Bauer genügend", pflegte er zu sagen, „das Rechnen lernt er, wenn er nicht ganz auf den Kopf gefallen ist, allein."

Trieben es die Jungen mit dem Wegbleiben aus der Schule zu arg und half kein Ermahnen und Strafen des Lehrers mehr, so mußte er seine Pflicht erfüllen und dem Bauer Mittheilung machen. Dieser prügelte dann die Jungen allerdings pflichtgemäß durch und wies sie herrisch an, dem Lehrer zu gehorchen, allein dieser empfing stets den Eindruck dabei, als ob sich Fröse im Grunde doch mehr über den Sohn ärgere, welcher sich wie angewurzelt an die Schulbank klammerte und nie eine Stunde versäumte, als über diejenigen, welche hinter die Schule liefen.

Der Lehrer und Pfarrer bemerkten nicht nur den Fleiß und Eifer, sondern auch die reichen geistigen Fähigkeiten des jüngsten Sohnes vom Ringe und daß er mehr Anlagen dazu hatte, ein Gelehrter zu werden, als ein Bauer. Der Junge saß über seinen Büchern, ohne sich um Wirthschaft und Feldbau zu kümmern. Deshalb beschloß der Pfarrer, einmal mit dem Bauer wegen dieses Sohnes zu reden. Am nächsten Sonntage, als Fröse die Kirche verließ, trat der würdige Geistliche ebenfalls aus der Thür zur Sakristei und redete ihn an.

„Nun, Fröse, sagt einmal, was gedenkt Ihr denn mit Eurem Fritz anzufangen? Der Junge wird größer und Ihr müßt Euch über ihn entscheiden.“

„Ja, Herr Pfarrer“, antwortete der Bauer, „es ist mit diesem Jungen ein Unglück. Ich weiß nicht, warum mich Gott mit dieser Abart gestraft hat.“

„Fröse“, rief der Pfarrer, „daß Euch Gott nicht hören möge! Fritz ist ein guter, fleißiger Junge und sein Lehrer ist mit ihm zufrieden.“

„Ich nicht. Eine weibische Zierpuppe ist er, hinter den Büchern hockt er, statt sich um etwas Ordentliches zu kümmern, und dabei ist er so zerbrechlich, daß man fürchtet, ihn eine Metze Korn tragen zu lassen. Keinen Weizen kann er von einer Kartoffel unterscheiden, so dumm ist der Junge.“

Der Pfarrer lächelte.

„Den Jungen hat es eben anderswo gepackt, Fröse. Er besitzt Anlage zum Gelehrten. Laßt ihn studiren und Ihr werdet Eure Freude an ihm haben.“

Der Bauer lächelte nicht hierauf, er lachte, laut, kurz, hohnvoll.

„Ein Gelehrter! Ein Fröse vom Ring soll ein — nichts für ungut, Herr Pfarrer — ein Bücherfuchs werden? Nein, so etwas Elendes gebe ich nicht zu, solange ich lebe, nicht.“

Aber, Fröse, Ihr äußert ja curiose Anschauungen —“

„Mag sein, Herr Pfarrer, aber sie sind einmal so. Die Fröse sind Bauern und sollen Bauern bleiben

und was dazu gehört. Mir soll kein Apfel weit vom Stamme fallen."

„Euer Sohn verräth aber ganz bedeutende geistige Anlagen —"

„Ich wollte lieber, er könnte ein Pferd aufschirren; aber er soll es lernen!"

„Er hat Anlagen, auf dem Felde der Wissenschaft ein bedeutender Mann, ein Gelehrter, Professor zu werden, der große Summen verdienen kann."

„Der Ringbauer ist reich genug, um seine Söhne selbst so auszustatten, daß sie in ihres Vaters ehrliche Fußtapfen treten können. Die Bücherwirthschaft mag für die Stadtleute gut sein, dem Fröse darf sie nicht über die Schwelle."

„Es ist eine Sünde, so zu reden, Fröse, so gegen Gottes Fügungen zu streiten, der Euren Sohn mit reichen Talenten gesegnet hat."

„So mag er sie zeigen, wo es ihm gebührt. Nichts für ungut, Herr Pfarrer, aber der Fröse ist kernfest und Herr in seinem Hause."

Er rückte den hohen, steifen Hut ebenso steif zum Gruß, machte einen Kratzfuß vor dem Pfarrer, klemmte das Gesangbuch fester unter den Arm und stampfte mit einer gewissen Heftigkeit davon.

Der Pfarrer blickte ihm nach. Sein edles Gesicht

nahm einen kummervollen Ausdruck an, er fürchtete jetzt fast, anstatt die Sache besser oder gut, sie nur schlechter gemacht zu haben, und schritt nachdenklich in das Pfarrhaus.

Der brave Mann hatte die Sache wirklich statt besser schlimmer gemacht. Der Bauer hatte sich seither um das Treiben seines jüngsten Sohnes wenig oder gar nicht bekümmert und Fritz durfte in seiner stillen, eingeschüchterten Weise ruhig seinen Weg gehen und ungestört seinen Büchern leben. Die Mahnung des Pfarrers machte den Bauer erst darauf aufmerksam, daß der jüngste Sohn, welcher neben den andern noch immer wie ein Kind aussah, erwachsen war. Der Widerspruch des Pfarrers hatte aber den Bauernstolz zugleich gereizt, zu zeigen, was er vermöge und daß sein Wille gelte.

Schon an demselben Sonntage beim Mittagsessen betrachtete er den Jungen mit finstern Blicken, die nichts Freundliches verkündeten. Doch sprach er noch nicht, weil er erst überlegen wollte, was zu thun sei. Zufrieden ruhte sein Blick dagegen auf den andern Söhnen. Zwei davon waren bereits an Stelle der entlassenen Knechte getreten, die andern beiden hatten auch die Schule verlassen und dienten das erste Jahr als Enken. Jetzt kam der jüngste daran, die Schule

zu beendigen, aber zum Enken oder Knechte, das sah der Bauer ein, paßte der Junge wirklich nicht.

Andern Tages kam der Bauer mittags zeitiger aus dem Felde zurück und fragte zur Verwunderung seiner Frau nach Fritz. Das kam so ausnahmsweise vor, daß die Bäuerin fast ängstlich darüber wurde. Allein auch sie war an stummen Gehorsam gegen den Herrn gewöhnt und wagte weder eine Frage noch ein Verleugnen.

„Ich denke, daß er im Auszugsstübchen sein wird", sagte sie unsicher.

„Im Auszugsstübchen?" fragte der Bauer verwundert. „Was gibt es denn da?"

„Nichts, Mann, er wird mit seinen Arbeiten dort sitzen."

Der Bauer ging mit dröhnenden Schritten durch den Hof und ließ den Blick dabei beobachtend in die offenen Ställe schweifen. In denselben war Alles sauber und musterhaft, denn jeder der Söhne und Dienstleute fürchtete des Hausherrn scharfes Auge, dem keine Unordnung, keine Nachlässigkeit entging. Er fand nichts, was seinen Unmuth gereizt hätte, und trat in den untern Raum des Auszugshäuschens. Auch hier standen und hingen die Gartengeräthe in musterhafter Ordnung. Der Bauer stieg die Treppe empor und trat in die kleine Stube, die er seit dem Tode seines

Vaters kaum wieder betreten hatte. Die Sonne schien freundlich durch die offenen Fenster und das Landschaftsbild in seiner Sommerfrische lachte ordentlich in das Zimmer. In frühern Jahren war der Bauer an jedem Morgen hier hereingekommen, um seinen kindlichen Respekt zu beweisen. Die Landschaft mit den Obstbäumen vorn, den Feldern, den Wiesen, mit dem Flüßchen im Hintergrunde, kam ihm wie eine alte Bekannte vor, aber auf dem Sorgenstuhle, in welchem sonst sein weißhaariger Vater mit der Pfeife im Munde und dem grünen Sammtkäppchen auf dem Kopfe gesessen hatte, fand er seinen blonden jüngsten Sohn vor den Büchern sitzen, mit der Feder in der Hand, das freundliche Gesicht gedankenvoll auf die Arbeit gerichtet.

Dieser Anblick vergällte dem Bauer das augenblickliche weichere Empfinden wieder, welches durch die Erinnerung an frühere Zeiten wach geworden war.

Fritz erschrak beim unerwarteten Anblick seines Vaters heftig und sprang auf. Er war sehr bleich geworden und warf einen angstvollen Blick auf seine ausgebreiteten Bücher. Er wußte, daß der Vater sie mehr haßte als liebte, und fürchtete instinctiv, daß ihnen der seltene Besuch seines Vaters im unfreundlichen Sinne gelte.

„Was machst Du hier?“ fragte der Bauer mürrisch, wie es dieser Sohn nicht anders von ihm gewohnt war.

Der Bauer guckte in eins der Bücher und las Worte, die er nicht kannte und verstand.

„Was ist das?“ fragte er.

„Eine französische Arbeit, Vater, die mir aufgegeben ist.“

„Was? Französisch?“ brauste der Bauer auf. „Du, ein Bauersohn, lernst Französisch? Ist der Schulmeister verrückt, der Dir solche Motten in den Kopf gesetzt hat? Was sollst Du mit dem fremden Zeug?“

„Vater, o Vater“, bat der Knabe, von solchem Zorn geängstigt.

„Ruhe!“ gebot dieser und ergriff die französischen Bücher. Seine schwieligen Hände rissen sie kreuz und quer durch, die Stücke warf er zum Fenster hinaus. „So“, sagte er behäbig, „da liegen die Lumpen gut. Ich habe die Bücherwirthschaft längst satt, und jetzt hat sie ein Ende. Dem Schulmeister werde ich für seine französischen Windbeuteleien meine Meinung sagen.“

„Er hat es so gut gemeint, Vater, ich bat ihn so dringend —“

„Du sollst confirmirt werden und Dich bis dahin

nur kümmern, daß Du noch von der Religion ordentlich etwas lernst, Verse und Sprüche aus Bibel und Gesangbuch, nichts weiter. Keine fremdländischen Firlefanzereien mehr! Ich werde es dem Schulmeister selbst sagen. Und wenn Du eingesegnet bist, so sollst Du etwas Ordentliches lernen, was Dich nähren kann."

„Vater, ich wollte Dich bitten, laß mich bei meinen Büchern. Ich liebe sie so sehr und möchte immer bei ihnen bleiben. Laß mich studiren, Vater! Sieh, ich habe Dich längst darum bitten wollen und wagte es nicht. Auch der Lehrer sagt, daß ich Anlagen hätte, etwas Ordentliches zu werden."

„Das wäre mein Ordentliches für den Sohn des Ringbauers!" brach der Alte entrüstet los. „Ist der Schulmeister toll, daß er Dir hinterrücks solches Zeug in den Kopf gesetzt hat? Nichts da! Du sollst wenigstens etwas Ehrliches werden, was sich für einen Bauersohn schickt. Zum Bauer bist Du freilich zu schwach. Hast ja, anstatt die Kräfte zu sammeln, sie hinter den Büchern verhockt! Deshalb sollst Du ein Müller werden und beim Vetter drüben in die Lehre kommen."

Der Knabe war bleich geworden, fast so bleich wie die getünchte Wand, an die er sich anlehnte.

„Vater", bat er zitternd, „zwinge mich nicht dazu.

Ich habe keine Lust zum Handwerk. Laß mich bei den Büchern."

„Nichts da!" fuhr der Bauer heftig auf, da ihn schon der geringste Widerspruch gegen seinen Willen zum Jähzorn reizte. „Zum Bauer bist Du zu dumm, aber ein Nichtsnutz von Bücherfuchs soll kein Sohn vom Ringe werden. Diese Schande will ich nicht erleben und es bleibt beim Müller."

Der Knabe wollte noch einmal Einwendungen machen, in seiner Seelenangst den Vater beschwören; allein in diesem flammte jetzt der Jähzorn hell auf, und mit den Knöcheln auf den Tisch donnernd, daß aus dem Tintenglase der schwarze Saft weit umherspritzte, schrie er:

„Junge, es bleibt, wie ich sagte. Keine Einrede mehr oder Du sollst fühlen, wie sich eine Bauernhand in Deinem Milchgesichte ausnimmt!"

Er warf einen Blick unaussprechlicher Verachtung auf den zusammengebrochenen Knaben, ging hinaus und mit dröhnenden Schritten die Treppe hinunter.

Es war unterdeß Mittag geworden und Söhne und Knechte waren aus dem Felde heimgekommen. Der Bauer guckte auf seinem Wege durch den Hof wiederum in alle Ställe und diesmal kam Keiner ohne Bemerkung und ohne Donnerwetter davon, die durch die offenen Thüren hineingeschleudert wurden, daß nicht

nur die Menschen, sondern auch die Thiere zu zittern schienen.

Fritz war in dem Auszugsstübchen zusammengebrochen. Doch er behielt nicht viel Zeit zum Schmerz. Der Ruf seiner Mutter zum Mittagsessen schreckte ihn empor. Er wußte, daß der Vater zürnte, wenn Jemand nicht pünktlich zum Essen da war. Er mußte ja das Tischgebet sprechen! Schnell trocknete er seine Thränen und lief in das Wohnhaus. Der Vater setzte sich gerade zu Tische, als er in das Zimmer stürzte. So kam er mit einem finstern Blick davon und betete, unter der Gewalt desselben leise zitternd:

„Komm, Herr Jesu, und sei unser Gast
Und segne, was Du bescheret hast!“

„Gesegnete Mahlzeit!“ wünschten alle und das Mahl, welches schnell, ohne daß ein Wort gesprochen wurde, eingenommen ward, begann.

Es blieb bei Fröse's hartem Beschluß. Dem Lehrer sagte er seine Meinung wegen der französischen Alfanzereien und gelehrten Raupen und war blind und taub, ja unhöflich störrisch gegen dessen vernünftige Vorstellungen.

„Ich weiß, was ich will, und es geschieht, was ich will. Basta!“ Damit drehte er sich kurz ab und ging zum Pfarrer, um Fritz zum Confirmationsunterrichte bei demselben anzumelden.

War Fritz früher schon scheu und schüchtern gewesen, so wurde er es nun noch mehr. Dem Vater und den Brüdern wich er aus, soviel er konnte; wie ein verschlossenes Buch, mit einem ernsten traurigen Zuge im Gesicht, der den Knaben älter, als er war, erscheinen ließ, schlich er umher. Seine Augen eilten irr in die Ferne und schienen Unerreichbares zu suchen. Es war ordentlich etwas Unheimliches um den Knaben. Seine Bücher las er jetzt heimlich.

Fritz wurde eingesegnet.

Als er mit dem Vater aus dem Gotteshause von der heiligen Communion heimging und derselbe in feierlicher, frommer Stimmung war, da faßte der Knabe noch einmal Muth, um ein anderes Loos zu bitten.

Aber der Bauer zog zürnend die buschigen Augenbrauen zusammen und alle feierliche Stimmung schien auf einen Schlag von ihm gewichen.

„Basta! Du kennst meinen Willen", sagte er. „Und laß mich keine Klage vom Vetter aus der Lehre hören! Zeigst Du Dich störrisch, stöckisch oder nachlässig, so — Du kennst mich!"

Fritz schwieg. Keine Hoffnung blieb mehr. Er kämpfte seinen Schmerz, seinen Zorn gegen des Vaters Tyrannei in sich zurück und verbiß still die Thränen.

Aber sein Schicksal war entschieden. Andern Tages wnrde sein Kleiderkasten auf den Korbwagen geladen und ein Knecht fuhr den Burschen hinüber in das vier Stunden entfernte Dorf, dessen Müller des Ringbauers Vetter war.

Fritz trat seine Lehrzeit an und trug von nun an den grauen Anzug eines Mühlburschen.

Der Ringbauer selbst hatte vor der Abfahrt Fritzens Kleiderkasten durchsucht und alle Bücher, welcher derselbe mit eingepackt hatte, daraus entfernt. „Der Bücherkram hat jetzt ein Ende", hatte er gesagt, „jetzt sorge, daß Du etwas Ordentliches lernst. Und daß ich von dem Vetter keine Klage aus der Lehrzeit hören muß, sonst sollst Du mich kennen lernen!"

Die Bücher waren dem armen Mühlburschen freilich genommen worden, aber die Gedanken an dieselben und an das früher Gelernte konnte man ihm nicht aus dem Kopfe herausreißen. Immer wieder flogen sie von der eintönigen Arbeit hinweg und alle Drohungen des Vetters konnten ihm das Interesse für dieselbe nicht geben, das er nun einmal nicht besaß. Sein Geist arbeitete auf andern Gebieten, während die Mühle ihren einfachen und langweiligen Takt ging, und die Fehler und Versäumnisse des Burschen nahmen kein Ende.

Endlich schrieb der Müller an den Ringbauer und bat ihn, dem Jungen doch lieber den Willen zu thun, da er einmal keine Lust zum Handwerk hätte.

Der Ringbauer schrieb kurz zurück:

„Der Junge wird Müller. Prügle ihn weich, daß er gehorcht; hilft das nicht, so komme ich selbst.“

Der Müller seufzte und prügelte den Burschen bei der nächsten größern Nachlässigkeit nach dem Willen seines Vaters.

Nun rannte Fritz erst recht wie tiefsinnig umher. Es war fast unheimlich anzusehen und der Müller fürchtete sich vor seinem wirren Blicke.

Ein neuer Vorfall riß den Müller fast gegen seinen Willen zu einer Züchtigung des Burschen hin, die denselben beinahe zur Raserei trieb.

In der nächsten Nacht stieg ein Feuerschein am Ende des Dorfes auf. Der Wächter rief Feuer und stieß in das Horn, die Sturmglocke ertönte — die Mühle brannte.

Eine Windmühle retten wollen ist Thorheit. Als die Dorfleute, aus dem Schlafe gestört, herzustürzten, stand die Mühle schon völlig in Flammen, die brennenden Flügel drehten sich schneller und schneller als riesige Feuerräder, und das glühende Korn sprühte Feuerregen in prächtigen Garben.

Der Knappe, welcher in der Mühle geschlafen hatte, war glücklich den schnell um sich greifenden Flammen entkommen. Nur der Bursche fehlte.

Sollte er verbrannt sein? Daß er aus Rache die Mühle angezündet habe und dann entflohen sei, diese schreckliche Vermuthung griff beim Müller Platz.

Endlich fand man den Burschen am Fuße des Hügels, auf welchem die Mühle stand, bewußtlos liegen. Seine Kleider und Haare waren von den Flammen versengt und an der Stirn trug er eine breite Wunde. Auch waren Gesicht und Hände mehrfach verbrannt.

Der Bursche wurde wie leblos in das Dorf getragen. Zum Leben kam er zwar zurück, doch nicht zum Bewußtsein. Anfänglich raste ein Fieber durch seinen Körper, dieses und die vom Feuer erhaltenen Verletzungen wurden von den Aerzten wieder geheilt. Doch das helle Licht des Geistes war verdunkelt worden — Fritz Fröse war irrsinnig geworden. Kein Strahl des Bewußtseins tauchte wieder in ihm auf; er wußte weder von sich selbst, noch kannte er einen Andern. Keine Spur über die Entstehung des Feuers in der Mühle wurde aufgefunden und nur in Muthmaßungen konnte man sich darüber ergehen.

Das Irrenhaus bewahrte Fritz vor einer langen und schweren Untersuchung als Brandstifter. Deckte

es ein Verbrechen zu oder nicht? Bewahrte es den Burschen nur vor dem Zuchthause?

Niemand vermochte eine sichere Antwort hierauf zu geben.

Natürlich wurde eine Untersuchung angestellt, um Spuren zur Entdeckung des Thäters zu finden. Sie blieb nutzlos. Die Mühle war bis auf ein paar nur verkohlte Balken ein räthselhafter Aschenhaufen. Der Knappe war erst erwacht, als die Flammen um ihn her knisterten. Nur seine Geistesgegenwart ließ ihn ohne Kleider die Thür erreichen, durch die er ins Freie sprang. Der Einzige aber, welcher vielleicht hätte Angaben machen können, die auf Entdeckung der Thäterschaft führen konnten, mußte, statt in das Verhör, in das Irrenhaus wandern.

Der Untersuchungsrichter forderte den Müller auf, seine Gedanken auf jeden einzelnen Umstand zu richten, der zur Aufklärung beitragen könne, insbesondere, ob er Feinde im Dorfe besäße oder ob er mit Jemand einen Streit gehabt hatte, dessen Hand der Rachedurst zur Frevelthat geleitet haben könne.

Der Müller besann sich vergeblich. Alle Bewohner im Dorfe standen mit ihm im besten Vernehmen. Nur eine einzige Person hätte ihm gram sein können, einer der kleinen Leute im Dorfe. Zwischen des Müllers

Hause und der Mühle hatte derselbe ein schmales Ackerstück besessen, welches nicht nur den Müller, sondern auch die Dorfleute, welche als Kunden zu diesem in die Mühle kamen, zu einem weiten Umweg zwang. Wegen dieses Uebelstandes hatte der Müller viel mit Peter Brand, dem Besitzer des Ackerstückes, verhandelt, doch ohne Erfolg. Peter Brand war mit dem Müller in gleichem Alter. Als Jungen hatten sie miteinander gespielt. Der Müller wurde reich, Brand blieb dagegen arm. Er beneidete den frühern Freund und ließ das immer merken, besonders bei dem Ackerstück. Brand war verschuldet und das Feld trug kaum etwas, denn es war magerer Boden dicht am Mühlberge. Der Müller bot ihm eine Summe als Kaufgeld, welche für den fettesten Weizenboden hoch gewesen wäre, Brand wies sie starrköpfig zurück und wollte gerade diesen magern Ackerstrich um keinen Preis verkaufen. Darauf versuchte der Müller ihm nur einen Weg über das Feld abzukaufen oder abzupachten. Peter Brand wies das Anerbieten hohnvoll zurück; kein Fußbreit von dem Acker sei ihm feil. Das ganze Dorf war auf ihn wüthend. Das ganze Dorf mußte ja den Umweg zur Mühle machen, er chicanirte also alle zugleich. Der trotzige Einspänner aber freute sich, einmal die beneideten Reichen gründlich ärgern zu können. Er

sagte stolz: „Das Feld ist mein und ich behalte es.“ Doch er hatte Schulden und konnte nicht daran denken, sie zu bezahlen. Plötzlich hatte der Müller diese Schulden aufgekauft und kündigte dem Peter Brand ein Kapital. Dieser knirschte mit den Zähnen. Der Müller bot ihm noch einmal den frühern Preis für das Feld oder ein ebenso großes Ackerstück besten Bodens an anderer Stelle. Umsonst. Brand versuchte das Kapital aufzutreiben. Kein Mensch im Dorfe borgte es ihm seiner Bosheit wegen. Auswärts erhielt er es gar nicht. Die Kündigungszeit lief ab, Brand konnte nicht zahlen. Der Müller ließ ihm das fragliche Ackerstück abpfänden und trieb es edelmüthig beim Verkauf zu dem schon früher gebotenen hohen Preise hinauf. Peter Brand ging voll Aerger, daß sein Trotz gebrochen worden war, umher. Plötzlich verkaufte er Alles und erklärte, daß er auswandern wolle. Mit Weib und Kind zog er von dannen, der mehrere Meilen entfernten Seestadt zu, um sich nach Amerika einzuschiffen.

Das war mehrere Tage vor dem Brande geschehen, sonst hätte der Müller vielleicht von dieser Seite ein Werk der Rache fürchten können. So blieb ihm nur die Vermuthung eines unerklärlichen Zufalls oder der Gedanke an seinen am Tage vorher abgestraften Burschen.

Der Untersuchungsrichter schrieb dennoch an die Polizeibehörde der Seestadt um Auskunft über Peter Brand. Dieselbe lautete befriedigend. Peter Brand hatte mehrere Tage in der Seestadt auf die Abfahrt des Dampfers gewartet, auf welchem er Plätze gemiethet hatte. Gerade am frühen Morgen nach dem Brande war das Dampfschiff abgefahren. Peter Brand hatte mit seiner Familie bereits am Abend das Gasthaus verlassen und war zum Schiffe hinübergefahren, welches mit dem Aufgange der Sonne in See gestochen war.

Fritz Fröse gehörte zu den stillen Inwohnern des Irrenhauses. Er tobte nicht, schwatzte nicht, lachte nicht. Mild und still wie ein Kind saß er da, ein Bild des tiefsten Mitleids für Aerzte und Besucher.

Der Ringbauer war anfänglich von diesem Schicksal tief ergriffen worden. Es muß leider gesagt werden, weniger des kranken Sohnes wegen, als daß es einen Angehörigen des reichen, stolzen Ringes betraf. Er beruhigte sich endlich auch darüber, weil die Aerzte Fritz nicht für unheilbar erklärten. Krank werden konnte auch der Ringbauer einmal ohne Schande. Den Verdacht der Brandstiftung hielt sowohl der Müller als auch er mit vollem Ansehen nieder.

Doch Jahr auf Jahr verging nach dem tröstlichen

Ausspruch der Aerzte, ohne daß er sich erfüllt hätte. Die abgebrannte Mühle klapperte längst wieder auf dem Hügel beim Dorfe und die Getreidewagen fuhren stolz den neuen geraden Weg, Fritz Fröse aber lebte noch immer im Irrenhause.

Nach sieben Jahren endlich durfte er als geheilt in das ihm fremd gewordene Vaterhaus zurückkehren. Das geschah etwa ein gutes halbes Jahr vor dem Zeitpunkte, auf welchen wir den Anfang unserer Erzählung zu verlegen hatten.

Zweites Kapitel.

Fritz war über zweiundzwanzig Jahre alt geworden, als er, ein Fremdgewordener, in das Vaterhaus zurückkehrte.

Seine Aeltern hatten in der Zeit bedeutend gealtert; der älteste Bruder war achtundzwanzig Jahre alt geworden und dachte daran, bald ein Weib heimzuführen und dann das Gut zu übernehmen. Ehe ein weiteres Jahr verging, hoffte Bauer Fröse sich mit seiner Frau in das Auszugshäuschen zurückzuziehen und das Altentheil zu verzehren.

„Wir haben es verdient", pflegte er mit Selbstbewußtsein zu sagen; „die Söhne vom Ring sind keine Bettler." Und er durfte so sprechen. Sein Vermögen hatte sich durch seine Thätigkeit so vermehrt, daß er die jüngern Söhne anständig auszahlen konnte, ohne dem ältesten den Hof zu belasten.

Dem im Irrenhause zu neuem Leben erwachten Fritz trat bei seiner Rückkehr in das Aelternhaus nichts heimisch, nichts vertraut entgegen. Wie ein Fremder fühlte er sich selbst, wie ein Fremder wurde er auch empfangen. Ein Arzt begleitete ihn. Fritz konnte sich von seiner Heimat keine Vorstellung mehr machen, bis er die Gegend und das Dorf wieder betrat. So ging es auch mit den Aeltern, den Geschwistern. Als er sie vor sich sah, erkannte er sie wieder, und allmälig tauchten in den bekannten Räumen die Bilder der Erinnerung auf.

Der Arzt war mitgekommen, um zu sehen, in welche Verhältnisse der Pflegling der Anstalt käme, und um demgemäß seine Anordnungen zu treffen. Er sah bald, daß seine Vorsicht keine überflüssige gewesen war. Nicht bekannte trauliche Familienbande nahmen den schwer Genesenen mit sorgsamer Liebe auf, sondern kühle Gleichgültigkeit, die mit einem schnellgesprochenen Willkommen theilnahmlos dem täglichen Berufe weiter nachging.

Der Arzt hatte deshalb eine ernste Unterredung mit dem Bauer.

„Wie denken Sie Ihren Sohn in Zukunft zu beschäftigen?“ fragte er und fügte gleichsam entschuldigend hinzu: „Um einen Rückfall des Uebels zu verhüten, müssen wir unsern Pflegling noch immer in geistiger

Obhut behalten. Wenigstens noch ein Jahr lang wollen Sie sich nach unsern Anordnungen richten."

„Wie ich ihn zu beschäftigen gedenke?" sagte der Bauer erst nachdenklich und dann schnell entschlossen: „Wie anders als früher? Er mag zu seinem Müllerhandwerk zurückkehren und auslernen."

„War dieses Geschäft Ihres Sohnes Wahl? Trieb er es mit Lust und Liebe?"

„Nein. Ich hatte es ausgesucht und befohlen, daß er Müller werde. Er wollte nicht, wollte nichts Ordentliches; er war eben zu nichts Anderem nütze."

„Er liebte das Handwerk nicht? So darf er nicht zu demselben gezwungen werden. Das wäre sehr gefährlich. Er müßte denn selbst darnach verlangen."

Der Bauer schüttelte den Kopf und sagte: „So mag er im Gute bleiben. Meinetwegen; es findet sich Arbeit für ihn."

„Hat der junge Mann früher Lust zur Landwirthschaft und Verständniß dafür gezeigt?" fragte der Arzt wieder.

„Bah!" machte der Bauer verächtlich. „Der und Landwirth! Er konnte das Korn im Felde nicht von Kartoffeln unterscheiden und kein Pferd aufschirren — bei Ihnen wird er es nicht gelernt haben. Er mag von vorn anfangen. Gott sei Dank, ein Sohn vom Ring kann sich Zeit nehmen."

„Ja, und Sie werden ihm dieselbe lassen. Nur was er selbst lernen will, darf er vorläufig lernen, nichts darf ihm aufgeredet, zu nichts darf er gezwungen werden. Wohin trieb ihn denn seine Neigung?“

„Zum Bücherlesen. Zu nichts Ordentlichem. Schulmeister und Pfarrer bestätigten ihn in der unsaubern Sucht. Sie sind beide gestorben. Gott habe sie selig, aber vielen Aerger haben sie mir bereitet.“

Der Arzt begann den Zusammenhang zu begreifen. Der schwächliche Jüngling mit den tiefblauen Augen, mit dem intelligenten Gesicht und der hohen Stirn trug freilich eher den Typus des Gelehrten als des Bauers. Der Arzt kannte aber auch die Bauern. Ehe er seine Anstellung im Irrenhaus erhielt, hatte er bedeutende Praxis in Bauerdörfern unfern derselben Gegend besessen und Gelegenheit gefunden, die Ansichten der Bauern über Bücher, Wissenschaft und Gelehrte zu erfahren. Es hatte ihn damals öfters amüsirt, mit welcher erhabenen Selbstschätzung der dümmste Bauer hinter seinem Pfluge über das unnütze Volk der Gelehrten und Buchschreiber urtheilte, die keinen Bissen Brod zu bauen verstünden und ohne den Bauer verhungern müßten, während derselbe ihrer nicht bedürfe. Pastoren und Advocaten ließen sie allenfalls, aber nur tief unter sich, gelten. Der Arzt vermuthete,

daß es Neigung des Knaben zum Studium gewesen sei, was der Vater so verächtlich als „nichts Ordentliches“ bezeichnete. Er sagte deshalb sehr ernst:

„Gewährenlassen der stillen Neigung zur Beschäftigung, die er sicher bald entwickeln wird, muß ich für unsern Pflegling im voraus und dringend fordern. Jeder Zwang, jedes unzeitige Heraustreten aus der sorgsamen Schonung könnte die unheilvollsten Folgen nach sich ziehen.“

Der Bauer wollte noch widersprechen, sich gegen ein etwaiges Wiederauftauchen der Bücherwirthschaft verwahren, allein der Arzt legte die Hand auf seinen Arm und sagte, jede Silbe nachdrücklich betonend:

„Ein Rückfall des Irrsinns würde unheilbar sein. Ihr Sohn ist jetzt gesund und wird sich allmälig kräftigen; doch warne ich Sie, der geistige Mörder Ihres eigenen Kindes zu werden!“

Das schlug durch. Der Bauer schüttelte sich und schwieg. Der Arzt sagte ihm zugleich Adieu und drückte seine Hand.

„Sie sind ein ehrenwerther und vernünftiger Mann — ich verlasse mich auf Sie und scheide ruhig. Wo ist unser Pflegling? Ich will Abschied nehmen.“

Dem Bauer war warm geworden. Er trocknete seine Stirn und war froh, das Gespräch am Ende zu

sehen. Er fragte seine Frau nach Fritz. Sie hatte ihn im Gute umher und in die Ställe gehen sehen. Da müsse er wohl noch sein.

Der Arzt erbot sich, ihn mit aufzusuchen.

Er schritt an der Seite des Bauers durch den Hof. Wie immer sah Alles blank und musterhaft aus. Sie traten in den ersten Stall, in welchem Pferde standen, starke, wohlgenährte, blanke Thiere guter Rasse. Der Arzt war selbst ein Pferdeliebhaber und lobte die Thiere; dem Bauer schien es lieb, sich beim Zeigen und Erklären seines Viehstandes von dem frühern Gespräche zu erholen.

Die Ställe waren innerhalb sämmtlich durch Thüren verbunden. So schritten sie aus einem in den andern. Mit Stolz wies der Bauer auf seinen musterhaften Viehstand, das lebendige Zeugniß der soliden Grundlagen eines Landgutes. Auf Viehstand und Düngergrube weist der rechte Bauer als auf seine Goldgruben.

„Sie sind ein beneidenswerther Mann", sagte der Arzt im interessevollen Anschauen der ihm vorgeführten Herrlichkeiten.

Der Bauer lächelte stolz und sagte:

„Der Aelteste bekommt den Ring einmal ohne Lasten, die vier Andern werden baar ausgezahlt. Das macht dem Ringbauer so leicht Keiner nach."

Der Arzt verstand, diesem gerechten Stolze gegenüber, wie hart es diesem Manne ankommen würde, einen Sohn außerhalb seines Standes zu sehen, der so reiche goldene Früchte trug.

Sie hatten die Ställe durchschritten, aber Fritz nicht gefunden. Im letzten Stalle, der für Futter bestimmt war, arbeitete eine Magd. Das Mädchen hatte Fritz gesehen; er müsse entweder im Garten oder im Auszugsstübchen sein.

Der Bauer schritt in das Häuschen voran. Doch nicht in den Garten, sondern die Treppe empor. Wirklich, da saß der Sohn wie damals am Fenster, im Lehnstuhle des verstorbenen Bauers, und las in einem Buche.

In Bauerhäusern gibt man viel auf Beständigkeit der Einrichtungen und ändert ungern daran. Besonders in den selten benutzten Räumen findet man oft nach vielen Jahren die einzelnen Dinge noch unberührt an derselben Stelle wieder. Deshalb fand auch Fritz noch Alles wie früher in dem bekannten Stübchen. Auf dem Bretchen am Fenster fand er seine Bücher, wie er sie damals hingelegt hatte, wieder. Selbst das Tintenfaß und die Feder waren noch vorhanden, die Tinte freilich bis zum letzten Tropfen ausgetrocknet, und das allein mahnte an die lange Spanne Zeit, welche verflossen war.

Bei seinen Büchern fanden der Bauer und der Arzt den Jüngling. Er hörte sie nicht einmal, und ein Blick des Arztes in die glückstrahlenden Augen des Lesenden bestätigte alle seine Vermuthungen. Der Bauer blickte finster, doch er beherrschte sich. Er bemühte sich sogar, Freundlichkeit in den Ton seiner Stimme zu legen, als er den Sohn anrief.

Fritz blickte auf, erkannte den Vater und plötzlich färbte dunkle Röthe sein Gesicht bis zu den Schläfen hinauf. Mit einem Schlage kehrten alle peinlichen Scenen aus den Kinderjahren in sein Gedächtniß zurück und er befürchtete eine neue, da ihn der Vater wieder über Büchern ertappte.

Der beobachtende Arzt verstand Alles und sagte gütig:

„Ich komme, um Ihnen Adieu zu sagen, Fritz. Ich kehre zu meinen Pfleglingen heim und wünsche, daß Sie meiner niemals mehr bedürfen werden.“

Dem Jüngling wurde der Abschied von dem Arzte schwer, der ihm stets freundlich und gütig, fast väterlich begegnet war. Auch jetzt liebkoste ihn derselbe und strich die langen blonden Locken von seiner glühenden Stirn.

„Ich verlasse mich auf Ihr Wort, Herr Fröse“, sagte der Arzt, als er dem Bauer die Hand aus dem Wagen reichte.

„Sie haben es", erwiderte der Bauer und drückte ihm die Hand.

Bauer Fröse war ein Mann von Wort. Was er dem Arzte versprochen hatte, hielt er getreulich. Fritz durfte leben und sich beschäftigen, wie er wollte, sein Vater fragte weder darnach, noch redete er hinein. Da er als vollständiger Souverän in seinem Gute und in seiner Familie herrschte, so wagte auch kein Anderer zu mißbilligen, was er guthieß.

Fritz lebte meist bei seinen Büchern und kümmerte sich wenig um die Oekonomie des Gutes. Neben den Büchern, welche er von früher her vorfand, hatte er sich noch neue verschafft, die das Mädchen, welches wöchentlich einmal mit dem Butterwagen in die Stadt fuhr, nach Zeitungsanzeigen mitbringen mußte. Lehrer und Pfarrer, welche früher des Knaben Freunde gewesen waren, lagen im Grabe, und zu ihren Stellvertretern fühlte er sich ebenso wenig hingezogen als zu einem andern Menschen im Dorfe. Scheu und verschlossen blieb er für sich selbst, und das um so mehr, weil er bemerkte, daß man im Dorfe auch ihm auswich.

Denn respectirte man auch sonst in allen Dingen des reichen Ringbauers Willen und wagte nichts dagegen zu sagen, daß er den Sohn, welcher sich auch körperlich sichtbar erholte und in Wuchs und Kraftent-

faltung früher Versäumtes nachholen zu wollen schien, nach bäuerlichen Begriffen als Tagedieb umherlaufen ließ, so konnte er den Leuten doch Gedanken und Meinungen ebenso wenig verbieten als den heimlichen Austausch derselben.

Die Dorfleute betrachteten Jemand, der aus dem Irrenhause kam, also ein Toller gewesen war, an und für sich mit Scheu und Mißtrauen. „Wer es einmal hat, der hat es", sagten sie, „und es kann ja jeden Augenblick wieder ausbrechen." Weil die Leute in Wahrheit niemals einen rechten Tollen gesehen hatten, so theilten sie sich die fürchterlichsten Wahrnehmungen über denselben mit. Es ging ihnen dabei wie der Menschheit mit dem Teufel: die Phantasie behielt unbeschränkte Freiheit, in allen Farben zu malen. Wäre Fritz als ein rechter Sohn des Dorfes wiedergekommen und den Leuten als einer der Ihrigen entgegengetreten, so würden das Mißtrauen und die Furcht vor seinem bösen Wesen sich bald verloren haben; seine eigene Scheu und Zurückhaltung dagegen galt als Bestätigung selbst der furchtbarsten Vermuthungen. Auch die Geschichte von dem Brand der Mühle tauchte wieder auf. Bald stand es bei den Leuten fest und Jeder wollte es ihm gleich an den Augen angesehen haben, daß Niemand anders als Fritz Fröse sie angesteckt habe und daß er

es in der Tollheit, im bösen Wesen gethan. Denn dann, so berichtete ein alter erfahrener Mann, der Hirte und Nachtwächter des Dorfes, welcher so etwas genau wissen mußte, seien die Menschen gar keine Menschen mehr und wüßten nichts von sich und von Andern. So griffen sie nach Allem, was ihnen in den Weg käme, und Mord und Brand könnten geschehen, ohne daß der Tolle etwas davon und von sich selbst wisse. „Es ist ein Unheil solch ein Wesen", schloß der Weise des Dorfes, „und gerade in unserm Dorfe muß es passiren, wo man nie von so etwas gehört hat!"

„Und ein solcher Brandstifter läuft frei herum wie ein anderer Christenmensch!" rief ein altes Weib. „Das ist ja sündhaft!"

„Und gemeingefährlich obendrein", fügte ein alter Tagelöhner hinzu, der eigentlich nichts zu verlieren hatte. „Wie darf so etwas geduldet werden?"

Von allen Seiten ergoß sich eine Flut von Befürchtungen.

„Er kann ja jeden Augenblick das Wesen wieder bekommen!"

„Herr Jesus, ich gehe schon lange im großen Bogen um ihn, wenn ich ihn nur kommen sehe!"

„Wenn er so wie im Schlafe herumschleicht und

einen dann plötzlich mit den großen Augen ansieht, als wolle er brennen mit ihnen."

„Ich fürchte mich schon lange vor ihm und ich sage immer, das gibt noch ein Unglück. Warum läßt man solchen Menschen umherlaufen?"

„Wenn es nur nicht der Sohn vom Ringbauer wäre, so hätten sie längst Schritte gethan. Aber beim reichsten Bauer freilich —"

„Wie er die Mühle angesteckt hat, so kann er einmal das ganze Dorf in Brand stecken. Solch ein Toller weiß nicht, was er thut."

„Ach lieber Gott, ich kann nicht mehr ruhig schlafen, wenn das so fortgeht. Und es sind so viele Strohdächer im Dorfe!"

„Ja", sagte der Hirte wieder bedächtig, „der Ringbauer hätte besser gethan, wenn er den Jungen im Tollhause gelassen hätte. Da ist man auf solche Leute eingerichtet. Da gibt es Ketten, Gurte und Zwangsjacken, damit sie keinen Schaden anrichten können."

Den Ringbauer solche Reden hören zu lassen oder etwas gegen ihn zu unternehmen, hüteten sich jedoch die Leute weislich; und als er doch einmal zufällig ein ähnliches Gespräch vernahm, da bekam es denen, welche es geführt hatten, so übel, daß sich jeder Andere warnen ließ.

Nach dem Mannbarwerden der Söhne hatte Bauer Fröse nur noch einen fremden Knecht behalten, den Sohn eines Tagelöhners, der ebenfalls seit langer Zeit auf dem Ring in Arbeit stand. Diese Beiden waren eines Tages der Magd, welche allwöchentlich den mit einem frommen Schimmel bespannten Butterwagen in die Stadt fuhr, behülflich, ihr Gespann zu ordnen, als der Bauer durch die Ställe daherkam, um der Magd noch einen Auftrag für die Stadt zu ertheilen.

Der Bauer wurde von seinen Leuten nicht bemerkt und hörte, da sie sich allein glaubten, ihr ungenirt geführtes Gespräch.

„Hast Du den Fritz vorhin gesehen?" fragte der Knecht den Alten.

„Ich habe ihn wohl gesehen, wenn er auch mich nicht sehen wollte und auf mein Helf Gott! kein Schön Dank! sagte."

„Wie er durch den Hof schlich, wie eine Katze auf den Zehen, und in das Häuschen hinein! Was er nur dort angeben mag? Und ansehen kann er keinen Menschen; ich glaube, er fürchtet sich."

„Es ist das böse Gewissen", erklärte der Alte, „das peinigt ihn und läßt ihm keine Ruhe. Die Mühle brennt auf seiner Seele, die er dem Vetter über dem Kopf angesteckt hat. O, das sind Geschichten! Wenn

es nur nicht des Ringbauers Sohn wäre, so säße er im Zuchthaus."

„Im Zuchthaus?" fragten der Knecht und das Mädchen gleich erschrocken.

„Im Zuchthaus!" wiederholte der Alte. „Fragt nur den Vater Martin, der kann es Euch erzählen. O, der kennt solche Geschichten!"

„Da hat man es ja!" rief der Knecht. „Das sollte unsereins gewesen sein, aber ein Bauer freilich, der kann fett schmieren. Er wird die Gerichtsherren schon abgefunden haben, daß sie so geschrieben haben, wie er es haben wollte. Wo Geld ist, da ist auch Recht."

„Pfui! rief das Mädchen, „schämt Euch, über die Herrschaft so zu reden. Und über den jungen Herrn zumal, der Niemand etwas zu Leide thut und so gut und sanft ist. Der hat kein böses Gewissen."

Die Beiden lachten roh.

„Sei still, Vater", rief der Knecht, „der Dörte hat es der blondlockige Bengel mit seinen großen Augen angethan. Ich habe es längst gemerkt, weshalb sie gegen mich so zimperlich thut. Ich bin ihr nicht gut genug, sondern es soll der Bauersohn sein, der sie gar nicht ansieht."

„Du Tolpatsch!" rief das Mädchen, welches über und über glühte. „Aus Dir redet der Aerger, daß ich

von einem so wilden Kerl nichts wissen mag, der bei Trunk, Spiel und Raufen stets vorauf ist. Gleich geh, ich will meine Sache allein machen, oder ich rufe den Bauer!"

„Sei still, Vater, laß sie gehen. Vielleicht nimmt sie der Fritz; dem Bauer kann es ja recht sein, denn ein Mädchen, an dem was ist, nimmt den Tollhäusler doch einmal nicht zum Mann."

Plötzlich wurde es hinter dem Knechte laut und ein scharfer Hieb fiel auf seinen Rücken so unerwartet und hart, daß er vor Schreck und Schmerz laut aufschrie.

Als er sich umwendete, stand der Bauer mit zornig geröthetem Gesicht und hocherhobener Reitpeitsche vor ihm. In schneller Folge hieb er unbarmherzig auf den Knecht los, über Brust und Gesicht, daß bald das Blut hervorquoll und der Bursche winselnd vor dem Bauer in die Kniee brach.

Der Tagelöhner wollte dem Bauer in die Arme fallen, allein dieser rief im höchsten Grimme: „Seht Euch vor, Murner, daß es Euch nicht ebenso geht wie diesem Halunken! Verdient habt Ihr es auch!" Er ergriff den niedergestürzten Knecht bei den Haaren, drückte ihn nieder und strafte ihn so derb ab, daß sein Wehegeschrei über den ganzen Hof drang und alle

Insassen desselben erschrocken herbeistürzten. „So", rief der Bauer athemlos, „das war das Erste, und nun vom Hofe mit Euch beiden! Nicht eine Stunde dulde ich Euch mehr im Ring."

Einreden und Bitten blieben vergeblich. Das Wort des Bauers galt.

Die erschrockene Magd war mit ihrem Butterwagen so schleunig als möglich davongefahren. Sie fuhr jedesmal in der Mittagsstunde von Tenglin weg, ließ sich mit der Fähre über den Strom setzen und langte zum Abend in der Stadt an. Andern Morgens bezog sie dort den Markt und traf gegen Abend wieder zu Hause ein.

Als sie am Abend nach jenem Vorfall wieder in den Ring einfuhr, hegte sie große Angst, was nun kommen würde. Mit klopfendem Herzen ging sie in die Stube, um dem Bauer das gelöste Marktgeld und die gemachten Besorgungen zu überbringen. Sie fürchtete einen Auftritt. Doch der Bauer war ruhig und gleichmüthig wie immer. Er zählte das Geld, nahm die Gegenstände in Empfang und fragte nach einzelnen Marktpreisen, die Dörte hatte erfragen müssen. Dann sagte er blos:

„Die Murners habe ich beide fortgejagt. Hüte Du Dich vor ähnlichen Redereien!"

Weiter nichts. Dörte eilte, daß sie hinauskam, und athmete erleichtert auf, so leichten Kaufs davongekommen zu sein.

Die beiden Murner aber fanden aus Furcht der Leute, den reichen Ringbauer zu erzürnen, im ganzen Dorfe kein neues Unterkommen. Bauern halten zusammen. Sie lieben sich nie, aber die Gemeinschaftlichkeit ihrer Interessen den Leuten gegenüber respectiren sie stets. Es vergibt Niemand der Würde des Andern etwas, weil er der eigenen Würde zu schaden fürchtet. Die Murner blieben, da der Ringbauer sie vom Hofe gejagt, so schimpflich fortgejagt hatte, in Tenglin und der Umgegend geächtet, so hart das war.

Die beiden Männer, Trotz und Haß in der Brust, zogen über die Grenze, um in der Fremde neuen Dienst zu suchen.

Nach diesem Vorfalle wurden die Leute im Dorfe noch vorsichtiger in Reden über den jungen Fröse. Da derselbe einen Tag wie den andern ruhig seines Weges ging und weder etwas vom bösen Wesen zeigte, noch Unglück anstiftete, so beruhigte sich allmälig ihre Aufregung und Furcht. Der alte Martin aber behauptete, der Bauer müsse entschieden von ihm auch etwas wissen, denn er habe ihn einigemal bitterböse angesehen und spräche kein Wort über Wetter und Zeiten mehr

mit ihm, wie er das sonst zu thun pflegte. Als er zu Neujahr in den Ring kam, um sein Geschenk zu holen, da merkte er an der Kargheit desselben am deutlichsten, daß etwas geschehen sei. Er wurde wie ein Bettler im Vorhaus abgespeist, statt wie sonst in die Stube gerufen zu werden, und verwünschte im tiefsten Herzen denjenigen, welcher ihn beim Bauer verklatscht habe. Er hätte doch zu allererst seine eigene Zunge verwünschen sollen. Daß er übrigens schwieg und die schlimme Veränderung trug, ohne den Bauer um den Grund derselben zu befragen, bezeugte am deutlichsten, daß sein Gewissen sich der Schuld dieser Zunge nur zu wohl bewußt war.

Der Frühling kam. Der Winter war still und einförmig vergangen. Der Bauer holt in den kalten Tagen den im Sommer versäumten Schlaf nach. Johann, der älteste Sohn des Bauers, hatte die arbeitsfreie Winterszeit benutzt, um sich nach einem Mädchen nicht seines Herzens, aber doch seiner Wahl umzuschauen, die er als Frau in den Ring heimführen könne. Der älteste Sohn vom Ring konnte natürlich auf das reichste Mädchen in der ganzen Gegend Anspruch machen. Dasselbe wurde auch in einem mehrere Stunden von Tenglin entfernten Dorfe gefunden und die Brautwerbung fand statt. Wenn die Getreideernte nächsten Jahres vorbei

sei, sollten Maurer und Tischler im Ring erscheinen, das Auszugsstübchen neu in Stand setzen und auch in dem alten Wohnhause Mancherlei der Zeit gemäß einrichten und verändern. Nach dem Erntedankfeste sollte Hochzeit sein. Dann wollte der Bauer das Gut übergeben und sich mit seiner Frau zurückziehen, um jungen Kräften zu neuem Schaffen und Ringen Platz zu machen.

Fritz brachte auch den Winter meist im Auszugsstübchen zu, in welchem er immer mehr Bücher anhäufte und mit Eifer las und studirte. Der Bauer ließ ihn gewähren. Er hatte sein Wort gegeben, ihm ein Jahr zur ruhigen Selbstbeschäftigung zu gönnen, und erst nach Ablauf desselben wollte er mit dem Sohne ein ernstes Wort darüber reden, was nun aus ihm werden solle.

Mit dem Frühling, Anfang Mai, kam auch der Arzt aus dem Irrenhause zu einem unerwarteten Besuche, um nach seinem Pflegling zu sehen. Der brave Mann wurde von dem Jüngling mit einer wahrhaft rührenden Herzlichkeit und Freude empfangen. Er fand Fritz körperlich und geistig wohl auf, besser, als er erwartet hatte, und er lobte den Bauer wegen seines maßvollen Benehmens gegen den Genesenden, dem allein dieses erfreuliche Resultat zu verdanken sei.

Es war aber, unbeachtet von seinen Angehörigen, die ihn täglich sahen und, ohne sich um ihn zu kümmern, gehen und gewähren ließen, gerade in der letzten Zeit eine bedeutende Veränderung mit dem Jüngling vorgegangen. Draußen im Dorfe war dieselbe nicht unbemerkt geblieben, und wenn dem Bauer neuerdings die Reden, Beobachtungen und Vermuthungen über seinen Sohn zu Ohren gekommen wären, so würde er nicht wenig verwundert auf- und um sich geblickt haben.

Fritz erschien gegen früher wie umgewandelt, und es konnte dem Arzt kein Zweifel darüber bleiben, daß er Fortschritte auf dem Wege der Genesung mache. Seine Augen blickten frei und offen, und die frühere Scheu vor den Menschen schien zu verschwinden. Freundlich bot er den Begegnenden Gruß und Gegengruß. Nicht mehr langsam, fast schleichend, an einsamen Orten oder dicht an den Wänden der Häuser hin, als ob er vor ihnen verschwinden möchte, ging er einher, sondern frei und schnell, mit elastischen Schritten und erhobenem Kopfe mitten auf der Straße.

Die Dorfleute staunten über diese Veränderung. Jetzt auch erst erkannte man, was für ein schöner Jüngling er sei, wie er im angenehmen Aeußern seine Brüder und jeden Burschen des Dorfes überflügelte.

Manches Mädchenauge blickte ihm wohlgefällig nach. Er war schlank und noch immer zierlich gebaut. Die Weiche und Zartheit seines ganzen Wesens war geblieben, doch hatte dasselbe einen männlich kräftigen Ausdruck gewonnen. Die tiefblauen Augen blitzten ordentlich über den leicht gerötheten Wangen, und die blonden Locken wallten in seidenen Ringeln bis auf die Schultern hernieder.

So sah ihn der Arzt über den Hof schreiten und machte den Vater und die Mutter des Jünglings, welche sich mit ihm im Zimmer befanden, darauf aufmerksam. „Das sind die sichern Zeichen des völligen Gesundens", sagte er erfreut. Die Bäuerin nickte eifrig dazu und der Bauer beobachtete mit Erstaunen die Veränderung, auf welche der Arzt ihn hinwies und die er selbst noch gar nicht bemerkt hatte. Jener knüpfte noch Ermahnungen an diese Beobachtung, mit der gebrauchten Vorsicht in der Behandlung des Sohnes fortzufahren und unbedingt erst nach Ablauf des besprochenen Jahres daran zu denken, des Jünglings Leben und Thätigkeit wieder nach bestimmten Regeln zu lenken.

Der Bauer blickte dem veränderten Sohne mit vollem Erstaunen nach. Hätte er in diesem Augenblicke in die lebhaften Augen seiner Frau gesehen, so

hätte er bemerken müssen, daß dieselbe mehr wisse als er und nur aus Bangen und Sorge nicht zu reden wage. So erfuhr der Bauer nichts davon, und auch wir müssen dem Grunde solcher Veränderung anderswo auf die Fährte zu kommen versuchen.

Drittes Kapitel.

An einem Apriltage war es gewesen. Derselbe war trübe und rauh. Kalter Nordwind peitschte immer und immer wieder düstere Wolken am Horizont herauf, die alles Bemühen der Sonne, die trübe Aussicht zu durchdringen und den einförmig grauen Nebelschleier zu zerreißen, vereitelten. Gelang ihr endlich einmal ein matter Blick auf die beschattete Erde, so war gewiß auch eine Wolke bei der Hand, die ein Schneegestöber oder einen Hagel von Graupeln herabschüttete, um jede Hoffnung auf Frühlingswetter vorläufig gründlichst abzuschneiden.

Fritz Fröse hatte in seinem Stübchen vergebliche Versuche gemacht, sich mit seinen geliebten Büchern zu beschäftigen. Es war, als ob die Nebelschleier sich auch zu ihm herabgesenkt und um die Seele gelagert hätten.

Wirr eilten die Gedanken durcheinander, ohne daß es ihm gelang, sie auf einen bestimmten Gegenstand seiner Beschäftigung zu concentriren. Aehnliches geschah dem jungen Manne regelmäßig bei trübem, am heftigsten aber bei unbeständigem, schnell wechselndem Wetter. Er griff daher auch heute zu seinem besten Schutzmittel dagegen und eilte in das Freie. Um die unliebe Begegnung mit Menschen zu vermeiden, ging er durch den Garten des Gutes, hinter dem Dorfe hinweg und erreichte auf der Landseite desselben bald den herrschaftlichen Wald, welcher sich aus dem Lande her mehrere Meilen weit bis in die Nähe des Dorfes Tenglin erstreckte und hier beinahe keilförmig auslief. Die noch nackten Bäume gewährten dennoch dem in ihrer Mitte Wandelnden Schutz vor der Rauhheit des Wetters.

Fritz ging langsamer, nachdem er den schmalen Waldweg betreten hatte, und versank in Gedanken. Sie waren nicht gerade freundlicher Natur. Der Jüngling fühlte sich unglücklich. Eine andere Welt lebte in ihm, als die war, welche ihn draußen umgab, eine Welt des weichen und zarten Empfindens, für welche seine Umgebung unempfänglich blieb, die sie nicht verstand. Von seinen Angehörigen ging jeder ruhig seinen Weg und erfüllte seine Pflicht, ohne sich mehr

um den Andern zu kümmern, als unumgänglich nöthig war. Wie spärlich fielen tagsüber die Worte! Nur das Dringende wurde gesprochen, jedes überflüssige Wort vermieden, das Bedürfniß und die Gewohnheit, Erlebnisse, Beobachtungen, Befürchtungen und Hoffnungen unter einander auszutauschen, kannten diese Leute nicht. Lange Winterabende hindurch saßen sie mit einander in der Stube um den Ofen und doch blieb Jeder für sich. Die kurze Pfeife im Munde, aus der die Rauchwolken aufkräuselten, schien seine Welt zu sein; so fiel oft stundenlang kein einziges Wort, bis einer nach dem andern aufstand und mit kurzem „Gute Nacht!“ zu Bett ging. Ruhig, gleichgültig und gleichmäßig, durch nichts so leicht erschüttert und beirrt, gingen diese kräftigen nordischen Naturen nebeneinander her. Nur der Genuß, der Rausch der Sinne bei Trunk, Spiel, Tanz riß sie zuweilen aus sich selbst heraus. Dann schlugen sie oft in das Extrem um und ihr Wesen konnte bis zur wilden Rohheit, zur ungezügeltsten Leidenschaftlichkeit ausarten. War aber der Rausch vorbei und trat das gewohnte Werktagstreiben an seine Stelle, so erschienen auch diese Menschen wieder nüchtern und kühl bis an das Herz hinan. Ein höheres Interesse, edleres Empfinden kannten sie so wenig an sich, als sie es an Andern begreifen konnten.

Diese kalten Naturen kannten, gewährten und verlangten auch keine Liebe. Vor ihren starkknochigen, meist gelangweilten Gesichtern und ihren ausdruckslosen Augen wäre jedes aufsteigende Empfinden zu Eis erstarrt. Im starren Egoismus dachte und sorgte Jeder nur an sich und für sich. Das eigene Wohlbefinden befriedigte sein Wesen so vollständig, daß er selbst für den ihm Nächststehenden nicht ein Wort, einen Blick übrig hatte. Grenzenloses Phlegma war der Verbündete der innern Kälte.

Dem armen Fritz, in dessen Busen warme Empfindungen wohnten, die nur des belebenden Sonnenstrahls harrten, um liebeumfassend emporzusprießen, bedrängte es die Brust, wenn er mit seinen Brüdern, mit seinem Vater zusammen war; weil er kein Verständniß bei ihnen fand, wich er auch ihnen, wie allen, scheu aus. Kein Wesen war da, dem er sich hätte liebevoll anschließen können, denn auch bei seiner Mutter fand er, wenn auch keine Schroffheit, doch kein Verständniß für das sehnsüchtig pochende Herz. Die traurige Leere seines Lebens stimmte auch bei seinem Gange durch den Wald seine Gedanken trübe, und der schmerzliche Ausdruck seines Gesichts bekundete das innere Unbefriedigtsein. Langsam, mit fast schweren Schritten, wie von einer untragbaren Last niedergedrückt, schlich er den

wenig betretenen Weg entlang. Da plötzlich schreckte ihn das Geräusch von Stimmen aus seinen Gedanken empor.

Er unterschied deutlich lautes Weinen und eine rauhe, herrische Männerstimme, die gräulich fluchte und wetterte. Dabei wurde das Weinen immer lauter und heftiger und eine angstbebende Weiberstimme flehte: „Erbarmen! Ach haben Sie Erbarmen, Herr Förster, die Mutter ist so krank, es ist so kalt in der Hütte und wir sind so arm!"

„Und da sollst Du stehlen gehen! Stiehlst der Herrschaft das Holz! Was geht uns Eure Armuth an? Arbeitet, faules Volk, und wenn Ihr nicht arbeiten wollt, so hungert und friert. Und jetzt hinaus, der Korb bleibt hier; und treffe ich Dich nochmals im Walde, so setzt es Jagdhiebe!"

„Erbarmen, Herr Förster!" flehte die weibliche Stimme wieder. „Nur ein wenig trockene Zweige habe ich gesucht, die doch am Boden verfaulen. Kein Zweiglein habe ich abgeknickt, sehen Sie selbst, nicht eins."

„Zum Donnerwetter, was geht es Euch an, was die Herrschaft in ihrem Walde verfaulen lassen will! Verdammtes spitzbübisches Gesindel! Hinaus, der Korb bleibt gepfändet von Rechtswegen und hüte Dich vor dem andern Male!"

Fritz war dem Schalle der Stimmen schleunig nachgegangen und erreichte die Lichtung, auf welcher die geschilderte Scene spielte.

Da stand der herrschaftliche Förster, ein rauher, bärbeißiger Mann, der wegen seiner Strenge gefürchtet war, mit erhobenem Stock vor einem sehr ärmlich gekleideten, vielleicht siebzehnjährigen Mädchen, das mit flehenden Händen ihm fast zu Füßen gesunken war.

Der alte Jäger aber blieb bei diesem Jammer ungerührt. Ueber seinem buschigen grauen Schnurrbart blitzten kleine böse Augen fast grünlich, giftig, die Büchse hatte er lose über die Schulter gehängt und sein Jagdhund stand mit ebenso finsterem Gesicht und fletschenden Zähnen neben ihm, als ob er nur des Winkes vom Gebieter harre, um das arme und zitternde Wesen mit scharfem Gebisse zu zerreißen.

Neben dem Förster und von seiner Hand gepackt stand der weiße Tragkorb des Mädchens mit den Gegenständen des Verbrechens. Es war ein kleines Häufchen dürres Holz und wirklich nur dünnes Leseholz, wie es der Wind im Winter von den Bäumen bricht. Kein größeres Stück, kein muthwillig abgebrochener Zweig befand sich dazwischen.

Fritz warf einen Blick auf das thränenüberflutete

Gesicht des armen Mädchens und Mitleid, herzlichste Theilnahme schwoll in seiner Seele empor. Er begrüßte den Förster, dessen ganzes Gesicht und Wesen sich in einem Augenblicke zur devotesten Freundlichkeit umgestaltete, als er den Sohn vom reichen Ringbauer erkannte, bei welchem er selbst sich oft zu Gaste lud und den er für seine Privatwünsche immer geneigt fand.

„Ich bitte für das arme Mädchen, Herr Förster", sagte Fritz in edlem Eifer; „ich hörte schon, was geschah, und will die Strafe bezahlen, welche auf dem Waldfrevel steht. Aber geben Sie dem armen geängstigten Mädchen den Korb zurück. Wenn seine Mutter krank ist, so darf man nicht so grausam sein."

Er fiel bei den letzten Worten selbst in den Ton der rührenden Bitte.

Das arme Mädchen starrte den Jüngling wie eine fremdartige, himmlische Erscheinung an, die Gott zu ihrem Beistand in der Noth gesandt habe.

Der Förster war offenbar in Verlegenheit gerathen und wußte sich nicht sogleich zu fassen. Seine Augen hatten jetzt einen beinahe unheimlich freundlichen Ausdruck angenommen und mit gezwungenem Lächeln sagte er:

„Das nichtsnutzige Volk verdient eigentlich kein Erbarmen. Doch da Sie für die Dirne bitten, junger

Herr, soll es ihr diesmal geschenkt sein. Ich bitte den Herrn Vater zu grüßen."

Er nickte mit dem Kopfe, wandte sich um, pfiff dem Hunde und war nach wenigen Augeblicken zwischen den Bäumen verschwunden.

Einen Augenblick lang blieb auch noch das Mädchen dem unerwarteten Retter wie in Erstarrung gegenüber, dann sprang sie plötzlich auf, zu dem jungen Manne hin, ergriff seine Hände, küßte sie und rief:

„O Dank, tausend Dank, mein Retter!"

Und wieder brach sie in Thränen, diesmal in Freudenthränen aus.

Fritz, von diesem hastigen Ausbruche des Empfindens verwirrt, entzog dem Mädchen seine Hände und fragte theilnahmvoll:

„Wer bist Du, armes Mädchen, und was thatest Du im Herrschaftswalde?"

„Die Boten-Lene ist meine Mutter", erwiderte das Mädchen. „Sie kann schon seit Wochen nicht mehr ihren Botendienst verrichten, weil sie sich in der Weihnachtszeit im hohen Schnee erkältet hat und seitdem krank daniederliegt. Weil es jetzt immer schlimmer mit ihr geworden ist, kann ich auch nichts verdienen und wir leiden große Noth. Hunger hat die arme

Mutter fast gar nicht, aber sie friert. Da bin ich in meiner Noth herausgegangen, um ein wenig Leseholz zu sammeln."

„Und wie heißt Du, liebes Mädchen?" fragte Fritz, von dem schönen Gesicht und der ganzen zart-weiblichen Art des armen Geschöpfes unwillkürlich angezogen.

„Lene heiße ich, wie die kranke Mutter. Und nun nochmals Dank, junger Herr, Gott möge Eure Gütigkeit lohnen! Ich will eilen, daß ich mit dem Holz der Mutter eine warme Stube mache."

Sie ergriff den Korb und wollte davonhuschen. Allein Fritz Fröse rief sie noch einmal zurück und sagte:

„Höre, Lene, mit den paar Zweigen da wirst Du nicht viel Wärme für Deine kranke Mutter erzielen können. Geh nach Hause und zünde das Feuer an, dann aber komm auf den Ring und hole Dir einen Korb voll ordentlicher Holzscheite. Ich werde es meinem Vater sagen."

„Dank, o tausend Dank, Sie lieber Herr! Darf ich denn so viel Güte annehmen?" stammelte sie mit nassen Augen.

„Du darfst es schon, es ist ja für Deine kranke Mutter. Ich komme auch selbst einmal vor und werde Deine Mutter besuchen."

Sie huschte nun eilig davon. Fritz blieb noch eine Weile stehen und sah ihr mit blitzenden Augen nach. Sein ganzes Wesen schien umgewandelt zu sein, und als er nach Hause zurückkehrte, da schlich er nicht scheu und ängstlich wie sonst an den Wänden hin, sondern ging frei und offen, elastischen Schrittes, wie von einer innern Macht gekräftigt und erhoben. So trat er auch vor seinen Vater, der ruhig seine Pfeife rauchend im Lehnstuhl saß. In diesem Augenblicke vergaß der Jüngling die gewohnte Zurückhaltung und erzählte dem überraschten Bauer in fast fliegender Erregung sein Abenteuer und daß er das Mädchen in den Ring bestellt habe, um sich einen Korb Holz zu holen.

„Du hast es versprochen“, sagte der Alte kurz und scharf, „so muß es wahr werden. Ein ander Mal frage erst, ehe Du versprichst; ich kann das Eigenmächtige nicht leiden.“

Fritz sah sich aus seiner edlen Erregung gewaltsam herausgerissen. Erbleichend schlich er beiseite. Die Sache war abgethan.

Nach einer Weile sagte die Bäuerin: „Da kommt die Lene mit dem Korbe.“

Fritz wollte selbst hinausgehen, um ihr mit gütigen Worten das versprochene Holz zu geben, allein der Bauer sagte verhindernd: „Fritz, rufe die Dörte!“

Fritz schwieg und erfüllte den Befehl. Dann setzte er sich still in seine Ecke zurück, denn er hatte die Absicht des bauerstolzen Vaters wohl verstanden, daß nicht er selbst, sondern die Magd der Tagelöhnersdirne das Versprochene reichen solle.

Warum that ihm dieser Gedanke so weh und preßte ihm förmlich die Brust? Die arme Lene und ihre kranke Mutter ließen ihm keine Ruhe. Er hätte den Armen, die gewiß noch Hunger nebenbei leiden mußten, gern ein wenig mehr geholfen als mit ein paar Scheiten Brennholz. Dieser heiße Wunsch gab ihm den Muth, den Vater nochmals anzureden und mit einem bittenden Blicke die Hülfe der Mutter zu beanspruchen, die mit den Armen gütig zu sein pflegte.

„Die Noth wird groß sein bei der armen Boten-Lene, die in solcher Zeit krank liegt und ohne Verdienst ist. Es muß recht traurig sein, wenn man frieren muß und auch nichts zu essen hat."

Er begleitete diese Worte mit einem langen bittenden Blick auf die Mutter, die ihm verstohlen Gewährung zuwinkte. Der Bauer stieß kurze Dampfwolken aus seiner Pfeife und erwiderte nichts auf die indirecte Bitte.

„Wie lange liegt die Boten-Lene schon krank?" fragte die Bäuerin anknüpfend.

„Seit Weihnachten, sagte ihre Tochter; sie hätte sich im tiefen Schnee erkältet, und nun muß sie Noth leiden obendrein.“

„Was meinst Du, Vater“, schlug die Bäuerin vor, „ob ich der Lene auch ein Stückchen Brod mitgebe? Man verdient vielleicht ein Gotteslohn dabei.“

„Meinetwegen!“ war die kurze Antwort des Bauers, der offenbar von der ganzen Geschichte nicht viel hören wollte, vielleicht nur, weil er nicht zu Anfang ihretwegen erst gefragt worden war. Er blickte gleichgültig durch das Fenster. Fritz aber warf der Mutter einen dankenden, hocherfreuten Blick zu; er wußte schon, wenn seine Mutter einmal selbst etwas gab, sie, die Ringbäuerin, so ließ sie es nicht bei einem Stück Brod bewenden, sondern gab auch wenigstens die Butter dazu.

Am andern Morgen ging Fritz, wie er versprochen hatte, der Boten-Lene zu und betrat ihre kleine Hütte. Das arme Weib lag schwer krank und abgezehrt auf einem ärmlichen Lager. Die Tochter saß neben ihr und nähte Leinenzeug. Da sie zum Tagelohnarbeiten zu schwächlich war, suchte sie durch Nähen für die Dorfleute etwas zu verdienen. Heute war das Stübchen warm und auch so rein und freundlich, daß es eine Lust war, in demselben zu weilen. Fritz erschien es ordentlich glänzend in seiner Aermlichkeit,

vorzüglich wohl, weil ihm die Lene so dankbar, glücklich lächelnd entgegentrat, herzlich seine Hand ergriff und ihn an das Bett der kranken Mutter führte.

„Mutter", sagte sie, „das ist der junge Herr vom Ring, der so freundlich gegen uns gewesen ist. Nun kommt er auch noch selbst, um Dich zu besuchen."

Die Kranke nickte lächelnd und reichte dem Jüngling dankend die Hand.

„Wie geht es Euch, Lene?" fragte Fritz. „Will es nicht bald wieder besser werden?"

„Es will schon, wird schon", antwortete die Kranke. „Es ist heute viel besser als gestern, und ich hoffe bald wieder ganz herauszukommen. Das arme Kind muß sich allein so plagen. Nun warte nur, warte nur noch kurze Zeit —"

Bei diesen hoffnungsfrohen Worten sah sie aber so abgezehrt aus wie ein Skelett, und die Worte waren kaum vernehmbar, so wenig Kraftaufwand konnte sie ihren Lungen zumuthen. Fritz konnte das so wenig als Lene beurtheilen. Letztere glaubt den tröstenden Worten der Mutter so gern, und Fritz meinte auch, daß die Kranke ihren Zustand am besten selbst fühlen müsse. Er tröstete zur Geduld und versprach nach besten Kräften Beistand zu leisten.

„Seit gestern Abend sind alle Schmerzen von mir

gewichen", flüsterte die Kranke, die sich wieder erholt hatte; „ich fühle mich so wohl, so leicht, nun wird es schnell besser mit mir werden."

Die letzten Silben hauchte sie nur noch und entschlummerte mit ihnen auf den Lippen.

„Sie ist recht schwach geworden", sagte die Tochter leise, um die Schlummernde nicht zu stören. „Doch nun der Schmerz weggeblieben ist, werden auch die Kräfte bald wiederkehren. O, und erst wenn sie die kräftigen Speisen bekommt, die Eure Mutter mir geschenkt hat, junger Herr! Gewiß auf Eure Bitte! Brod, Butter, Eier und Fleisch hat die gute Bäuerin mir gegeben. Gott lohne es ihr und Euch, Herr, denn eine arme Kranke findet Erquickung dabei."

Fritz fühlte, wie ihm, den warmen Dankesworten des Mädchens gegenüber, die Glut purpurn zum Gesicht stieg. Von Minute zu Minute erschien das junge Mädchen in dem ärmlichen Gewande schöner und er nahm eilig Abschied, um seiner Verlegenheit, seiner Verwirrung Meister zu werden.

„Ich komme morgen wieder nachzufragen", sagte er leise und schlich auf den Zehen hinaus.

Lene sah ihm in seligem Entzücken nach. Welch ein Mensch! Und diesen Jüngling mit den sanften treuen Augen verachtete man im Dorfe oder fürchtete

ihn! Er sollte ein Brandstifter, ein Toller sein! Das Mädchen biß trotzig die Lippen aufeinander und verwünschte die bösen Zungen, welche gerade an den besten Menschen am meisten zu bemängeln wissen. Sie nahm sich vor, ihn in Zukunft gegen jede Nachrede zu vertheidigen und jeder bösen Zunge zu erzählen, wie er für ihr Mütterchen, die arme, gering geschätzte Boten-Lene, gesorgt habe.

Fritz aber ging wie von holden Träumen befangen umher. In seiner Brust schien es auf einen Schlag Frühling geworden zu sein, der sich mit allen seinen Wundern offenbarte. Sonnenschein und Lerchenjubel, Blütenduft und Nachtigallenschlag schienen in einer einzigen wunderbaren Verschmelzung aus den tiefblauen Augen des Jünglings zu leuchten, die heute im feuchten Schimmer der Rührung tiefer und seelenvoller als jemals blickten. Die Dorfleute, welche ihn so sahen und mit gewohnter Scheu beobachteten, wußten nicht, was sie davon denken sollten. War das auch derselbe Fritz Fröse, den sie gestern noch gebeugt und mattäugig, scheu wie einen Verbrecher hatten im Schatten der Häuser hinschleichen sehen, und der jetzt hochaufgerichtet, ein glückliches Lächeln im Gesicht und mit blitzenden Augen daherschritt? Was konnte, was mußte das bedeuten? Die Meisten fürchteten sich nun erst

recht vor ihm und wichen ihm scheu, wie einem wuthverdächtigen Thiere, aus. Sie meinten, daß es das böse Wesen sei, welches eben zum Ausbruch kommen wolle, und fürchteten Unheil.

Im Ring ging Fritz in sein trauliches Stübchen und verließ dasselbe erst wieder, als der Abend anbrach. Doch hatten ihn auch heute die Bücher umsonst angelockt. Unbeachtet waren sie liegen geblieben. Des Jünglings Augen flogen sehnsuchtsvoll durch das Fenster der Gegend zu, in welcher der kranken Boten-Lene Hüttchen stand. Sehen konnte er dasselbe freilich nicht, das morsche Hüttchen verschwand hinter den stolzen Bauergütern wie das Veilchen im hohen Graswuchse; aber seine Seele, seine Gedanken weilten in dem Hüttchen, an dem Bette der Kranken, neben dem das liebe junge Mädchen mit dem Engelsgesicht und den Himmelsaugen die fleißigen Hände rührte.

Am andern Morgen war Fritz zeitig auf dem Wege zur kranken Boten-Lene. Unwillkürlich wurden seine Schritte schneller, wie sein Herz höher und schneller schlug, je näher er der Hütte kam. Eine nie gekannte und doch unendlich süße, beklemmende Angst war über ihn gekommen, er wußte selbst nicht, wie ihm geschah; aber es war ihm, als ob sein Lebensfaden an dem Hüttchen der alten Boten-Lene angeknüpft sei und

als ob derselbe verloren gehen müsse, wenn er dort abgerissen würde.

So, in einem Hochgefühle, als wenn er einen erhabenen Raum, einen heiligen Dom liebe- und ehrfurchtsvoll zugleich beträte, kam er in das Hüttchen.

Er öffnete leise die Thür der Stube. Auf dem Tische neben dem Bette brannte ein Lämpchen in den letzten Zügen. Als der Luftzug es berührte, flackerte es noch einmal leise knisternd auf und erlosch. Fritz empfing einen bangen Schrecken bei diesem unerwarteten Anblick; seine Augen durchdrangen die im Stübchen herrschende Dämmerung und suchten das geliebte Mädchen, dessen vollen Werth er für sich selbst erst in der Angst dieses Augenblicks begriff. Da fand er sie am Bette knieend, regungslos, den Kopf in die Kissen geborgen, neben der Mutter. Er glaubte, daß sie nach langem Nachtwachen am Krankenlager von der Mattigkeit überwältigt worden und so eingeschlafen sei. Um sie in der wohlverdienten und nothwendigen Ruhe nicht zu stören, wollte er sich so leise, wie er gekommen war, wieder entfernen, allein er konnte sich von dem lieben Anblick doch nicht sogleich trennen, nicht von dem Bewußtsein, in ihrer Nähe zu weilen.

So stand er an der Thür still, um, ein Schutzgeist der Schlummernden, ihr nahe zu sein. Auch nicht das

leiseste Geräusch ward laut, das Mädchen regte sich nicht, die Kranke auch nicht. Gestern hatte er stets der letzteren leise pfeifende Athemzüge vernommen; sollte sie sich so schnell erholt haben, daß dieses Pfeifen sich verloren und sie so ruhig und still schlief, wie selten ein Gesunder? Ihm wurde bange, unheimlich bange bei dem Gedanken. Er mußte wissen, was vorging und wie es mit der Kranken stand. Leise schlich er näher und trat an das Bett. Das Gesicht der Lene war ruhig, ja starr, die Augen geschlossen, keine noch so leise Erschütterung verkündigte Leben.

Plötzlich stieg eine bange Ahnung in dem Jüngling auf; er griff nach einer Hand der alten Lene und berührte sie leise — die Hand war kalt.

Das junge Mädchen kniete neben der Leiche seiner Mutter.

Voll Entsetzen rief er ihren Namen. In dem Augenblicke fürchtete er, daß sie auch todt sei, daß der Tod mit seiner Hand zwei Opfer auf einmal berührt und erhalten habe. Doch der Klang seiner Stimme erweckte sie. Sie richtete sich auf und hob das bleiche, verweinte Gesicht mit den schwimmenden Augen zu ihm empor. So schön wie in diesem Augenblicke war sie ihm noch niemals erschienen und mitten im Schmerz und Schrecken bebte sein Herz doch auch vor Entzücken.

„Die Mutter ist gestorben“, sagte Lene schmerzlich. „Ich hielt die schöne Ruhe, in die sie verfallen war, für Genesung und es war doch nur das stille Erlöschen. Ihre Schmerzen starben zuerst und in der Morgenstunde entschlummerte sie selbst, so still und friedlich, so sanft, wie sie im Leben war.“

Sie ließ die Augen auf dem Gesichte der Todten weilen, neben der sie noch immer auf den Knieen lag, und liebkoste die ruhigen, milden Züge. Die alte Lene glich wirklich einer nur still Schlummernden, kein Zeichen seines unheilvollen Wirkens hatte der Tod ihr aufgedrückt, wie ein Verklärungsschimmer lag es über dem alten, runzeligen Gesichte der Todten, die nun nach schwerem, mühevollem Lebenspfade zum stillen Ausruhen gekommen war.

Fritz versuchte das weinende Mädchen zu trösten.

„Gönne ihr den Frieden nach des Tages Last und Mühe!“ mahnte er mild und ernst. „Die Arme hat so viel gelitten, daß Du Deinen Schmerz mäßigen mußt neben dem Bewußtsein: sie hat Alles überwunden und ihr ist wohl.“

„Ihr ist wohl!“ wiederholte Lene innig. „Arme, arme Mutter, was hast Du gelitten und ertragen! Und Alles um mich. O hätte ich es Dir noch im Leben danken können, hätte ich Dich noch dafür lieben

können, ehe Du starbst! Nun kann ich Deiner nur mit Zärtlichkeit und Dank gedenken. Schlafe sanft und wohl bis zu dem Tage des schönen Wiedersehens!"

Sie erhob sich und trat an das Fenster des Stübchens. Da stand der alte, lederbezogene Lehnstuhl ihrer Mutter und das Spinnrad daneben, an dem sie in frühern Tagen nach des Tages Arbeit, noch immer thätig, auszuruhen pflegte. Der leere Platz, das plötzliche Empfinden der Einsamkeit erfüllte das Mädchen aufs neue mit heftigstem Schmerz, sie wankte zu der Leiche zurück und klagte:

„O Mutter, warum hast Du mich denn so ganz allein gelassen?"

„Nicht allein, Lene", flüsterte eine liebe, nur zu liebe Stimme neben ihr und ein Paar tiefblaue Augen blickten treuherzig und beredt in die ihrigen. „Nicht allein, Lene, denn ich bin bei Dir, und wenn Du mich nicht selbst verstößt, so werde ich Dich niemals verlassen! Willst Du? Willst Du mein Schützling, mein geliebtes, theures Mädchen sein?"

Er öffnete die Arme voll Verlangen und sah sie treu und bittend an.

Einen Augenblick zögerte sie, doch ihre Augen wurden von den seinigen angezogen, tiefer, immer tiefer hinein, bis in den Grund seiner Seele schienen

sie fragend, prüfend zu dringen; wortlos sank sie und überwältigt an seine Brust.

Seine Arme schlossen sich fest um die Geliebte, während bebende Lippen neben der Leiche der alten Lene den heiligen Bund besiegelten.

Viertes Kapitel.

Der Tod der Boten-Lene war mehrere Tage vor dem Eintreffen des Arztes aus dem Irrenhause eingetreten. Seit jenem Tage hatte Fritz Fröse das zurückgelassene und verwaiste junge Mädchen täglich besucht und getröstet. Er wählte die Stunden der Dämmerung zu diesen Besuchen, welche er, fast mehr von einem richtigen Instinkte als von besonderem Ueberlegen getrieben, so heimlich und unbemerkt als möglich zu machen suchte. Da die Hütte der Boten-Lene am Ende des Dorfes, nach dem Walde zu, gelegen war und der wenig betretene schmale Waldweg an ihrem niedern Thürchen vorüberführte, so ließ sich solche Heimlichkeit bei guter Vorsicht recht wohl aufrecht erhalten. Daß dieses nicht lange geschah, war auch nur schuld einer Unachtsamkeit von seiten Fritzens, der, von seiner

Sehnsucht getrieben, einmal ohne vorsichtige Ausschau die Hütte betrat. Der alte Martin, welcher trotz seines hohen Alters noch Falkenaugen besaß und nichts auf seinem Wege übersah, kam eben vom Walde her, wo er zu heilsamen Zwecken Frühlingskräuter gesucht hatte, und bemerkte Alles.

Leise schlich der Alte weiter, dicht an der Hütte vorüber, und als er am Fenster einen Augenblick lang, wie zufällig, stehen blieb, hörte sein scharfes Ohr deutlich, was hinter demselben vorging. Er vernahm die schluchzende Klage der Lene, die sich nicht über den Tod der Mutter zu trösten vermochte und nach einem tagelangen Alleinsein bei ihrer Näharbeit immer wieder neuem, wildem Schmerze anheimfiel. Er vernahm auch die milde, tröstende Stimme des jüngsten Sohnes vom Ringe und ging mit dieser Entdeckung kopfschüttelnd weiter. Martin haßte diesen jüngsten Sohn des reichen Bauers, weil er ihn im gewöhnlichen Egoismus als die Ursache bezeichnete, um derentwillen der Bauer ihm zürnte und die gewohnten Gaben kürzte. Daß seine bösen Schwätzereien über diesen selbigen Jüngling die Schuld daran trugen, begriff er so wenig, daß er in seinem Haß gegen Fritz auch die neue Entdeckung schon auf dem Heimwege mehreren Bekannten mit boshaften Bemerkungen erzählte. Am andern Tage wußte bereits

das ganze Dorf von dem Besuche des Sohnes vom Ringe bei der Lene. Alle spitzen Pfeile der Bosheit wurden gegen die Beiden losgelassen; am Abend beobachteten eine Menge lauernder Augen den Weg des jungen Bauersohnes, und ein wahrer schadenfroher Jubel entstand unter dem klatschsüchtigen Volke, als Vater Martin's Behauptung sich bestätigte und Fritz in Lene's Hütte trat.

Der Bäuerin war die wichtige Entdeckung am Abend vor der Ankunft des Arztes mitgetheilt worden. Sie hatte dieselbe von einer befreundeten Klätscherin mit der ihr eigenen Ruhe entgegengenommen, ohne scheinbar Werth darauf zu legen; im Grunde war sie aber doch erschrocken. Diese Mittheilung erklärte ihr allerdings die auffallende Veränderung im Wesen des Sohnes, die sie allein im Hause seither wahrgenommen hatte. Vater und Brüder befanden sich tagsüber im Felde, wo die Arbeit drängte, und wenn sie abends heimkamen, so wollten sie ruhen, nicht beobachten oder sich gar um Jemand kümmern, der sich um ihre Feldarbeit auch nicht kümmerte, sondern bei nutzlosen Büchern ein Müßiggängerleben führte.

Die Bäuerin erschien äußerlich stets kühl und wortkarg. Sie war im Aelternhause zu einer Arbeitsmaschine erzogen, die ihre Pflicht in allen Dingen thut

und das Uebrige dem Manne anheimstellt, und Fröse hatte sie nicht anders gewöhnt. Sein harter, entschlossener Sinn hatte nie in seiner Familie Widerspruch geduldet. Aber ihre Kinder liebte die Bäuerin so herzlich wie jede Mutter, obgleich sie kaum mit ihnen sprach, oder gar einmal eine Zärtlichkeit an sie verschwendete, und den jüngsten, ihren Fritz, liebte sie noch mehr als die andern, gerade weil er der jüngste war und um seines Unglücks willen. Sie ahnte, daß die Entdeckung der Besuche bei Lene durch den Bauer einen furchtbaren Sturm heraufbeschwören würde. Fröse verfuhr in solchen Dingen hart und unbeugsam. Er war eher im Stande, den Sohn mit einem Hiebe niederzuschmettern, als eine unehrliche Liebschaft zu dulden. Und von mehr konnte doch zwischen der Tagelöhnersdirne und einem Sohne vom Ringe gar nicht die Rede sein. Sie schwieg also gegen Jedermann, besonders gegen ihren Mann; aber sie überlegte in der langen, fast schlaflos hingebrachten Nacht, was sie thun oder nicht thun solle. Am andern Morgen kam der Arzt aus dem Irrenhause und machte den Bauer auf das gute Aussehen seines Sohnes aufmerksam. Würde derselbe nach einer besondern Ursache dieser Umwandlung forschen? Die Gefahr einer Entdeckung stieg und die Bäuerin überlegte angstvoll ihr Handeln.

Zwei Tage nach der Abreise des Arztes beschwor sie den Sohn, von einer Thorheit abzulassen, die den Zorn des Vaters hervorrufen und sie alle unglücklich machen müßte.

Fritz hatte seine Mutter noch niemals so bewegt gesehen als in diesem Augenblicke. Ein greller Schein fiel plötzlich auf sein Verhältniß zu Lene, der ihm dasselbe in einem entsetzlichen Lichte zeigte. Die Harmlosigkeit seiner Seele wurde durch der Mutter Worte und Mahnung wie Blütenstaub von der Blume, die der Sturm streift, hinweggefegt. Er sah ein, daß das nicht mehr so bleiben, nicht weiter so gehen könne, daß er handeln müsse. Wie, das war ihm im Augenblicke selber noch nicht klar geworden, doch antwortete er seiner Mutter in hastiger, verwirrter Weise, daß er nach ihren Wünschen thun und Alles ordnen würde. So stürzte er davon.

Die Bäuerin sah ihm nach und wußte nicht recht, ob sie fürchten oder hoffen solle — der Sohn erschien so seltsam, unbegreiflich. Sie schüttelte den Kopf und dachte trauervoll, daß von seiner Krankheit doch noch immer ein Stück zurückgeblieben sei und seinen Geist verwirre.

Fritz ging nach dem Gespräche mit seiner Mutter in großer Erregung in den Wald, ohne jetzt, da es

noch Tag war, bei Lene's Hütte anzuhalten. Es war ein wundervoller Maitag. Die Sonne leuchtete aus einem fast wolkenlosen Aetherblau nieder und lockte mit ihren wärmenden Strahlen überall das neue Leben in der Natur, daß es fast sichtbar emporwuchs. Auch im Walde begann es eben grün zu werden, und Amseln, Finken und Drosseln pfiffen und schlugen um die Wette mit der Lerche draußen, die in unsichtbarer Höhe ihre jubilirenden Lieder zum Lobe des Frühlings sang. Fritz sah und hörte von alledem nichts. Schwer und ernstlich mit sich selbst beschäftigt und in sein eigenes Inneres versunken, schritt er dahin und die reichsten Reize der Natur klopften vergeblich an seine schwer athmende Brust. Stundenlang wanderte er so im Walde umher und rang mit widerstrebenden Ansichten, rang nach Entschlüssen. Die bange, sorgenvolle Rede seiner Mutter war auf den Jüngling nicht eindruckslos geblieben, aber er wurde auch schnell darüber mit sich einig, daß es sich hier nur um ein Mittel handeln könne, seine Liebe zu Lene mit den Ansichten und dem Willen seines Vaters in Ausgleichung zu bringen und eine Versöhnung zwischen beiden zu stiften. Dem Mädchen entsagen konnte er nur noch mit seinem Leben.

Es wurde bereits Abend, als Fritz den Wald verließ.

Er war nicht ruhiger, aber für sich entschlossener geworden, entschlossen zu handeln. Eiligen Schrittes legte er den Weg bis zu Lene's Hütte zurück und trat in dieselbe. Mit allen Zeichen entzückter Liebe flog ihm das Mädchen entgegen und lehnte an seiner Brust, als wäre sie froh, nun in ihrer einzigen wahren Heimat zu weilen. Der Ernst und das veränderte Wesen des Geliebten konnten nicht lange von ihr unbemerkt bleiben. Auch das einfachste Naturkind wird zum Beobachter, wenn es liebt. Alle Fühlfäden der Seele, welche dasselbe aus der übrigen, gleichgültig gewordenen Welt zurückzieht, concentrirt es auf den geliebten Gegenstand. Groß und forschend blickte Lene dem Jüngling in die blauen Augen.

„Was ist Dir geschehen?“ rief sie angstvoll und heftete ihren Blick an seine Lippen. „Sprich, sage mir Alles, sonst tödtet mich die Angst!“

Eine Ahnung, daß es etwas Schlimmes, Fürchterliches sei, was dem Geliebten zugestoßen, packte sie wie glühende Zangen, und sie griff mit beiden Händen nach ihrem Herzen, als wolle sie den Aufschrei desselben und das Zerspringen der tiefathmenden Brust zugleich verhindern.

„Beruhige Dich, Lene“, tröstete Fritz mit dem milden Klange seiner Stimme, dem sie nicht zu widerstehen

vermochte, „es ist nichts so zum Erschrecken, mein Kind.“

„Also es ist doch etwas? Ich sah es ja in Deinen Augen. Sprich, Fritz, und beruhige mich!“ bat sie, sich an ihn schmiegend.

„Wir müssen die Sache besprechen und überlegen, gutes Mädchen.“

„So setze Dich, hier, und dann, o dann sprich, daß meine Angst endet.“

Sie zog den alten, lederbeschlagenen Lehnstuhl ihrer Mutter herbei, er aber sagte abwehrend:

„Hier nicht. Es ist mir zu warm, zu schwül im Zimmer. Komm in den Garten hinaus; der Abend ist schön und warm.“

Neben dem kleinen Häuschen befand sich ein ebenso kleines Gärtchen, das ein hoher, lebendiger Zaun umgab, der eben anfing, sich wieder in Grün zu kleiden. Die Laube in der Ecke, so kunstlos als möglich erbaut, aber mit einer Last üppigen Schlingwuchses beladen, war schon recht grün geworden und gewährte einen heimlich-traulichen Aufenthaltsort. Der Abend war still, Schweigen herrschte bereits in Wald, Feld und Garten, höchstens rief noch ein einsamer Fink mit schläfrigem Pink! Pink! sein verirrtes Weibchen zur Nachtruhe im frischgebauten Neste herbei.

Fritz und Lene saßen in der Laube und er erzählte dem bangenden Mädchen, daß seine Besuche bei ihr bekannt geworden seien, und die Unterredung, welche er mit seiner Mutter gehabt hatte.

Das Mädchen war tiefernst und nachdenklich geworden, aber es blieb ruhig.

„Das ist es, was ich immer gefürchtet habe, Fritz, und was im Glücke die stets an meinem Herzen heimlich nagende Sorge bildete. Sie gönnen Dich mir nicht, Dich, den reichen Sohn des stolzen Bauerhofs! Ein Sohn vom Ring und der armen Boten-Lene verachtete Tochter passen nicht für einander, hätten sich niemals sehen und liebgewinnen sollen."

Sie schlug die Hände vor das Gesicht, über welches Thränen strömten.

„Beruhige Dich, Lene! Wie kannst Du so sündhaft reden von unserm schönsten Glück!"

„Eben weil es so schwer, so bitter ist, es aufgeben zu müssen, nachdem man es gekannt hatte."

„Aufgeben, Lene! Wer spricht vom Aufgeben, Mädchen? Willst Du mich aufgeben, weil sich Hindernisse in unsern Weg stellen könnten?"

„Ich Dich aufgeben? Nein, mit meinem Leben, mit meiner ganzen Seele bin ich Dein, aber sie werden Dich zwingen, mich aufzugeben."

Die arme geängstete und verwaiste Mädchenseele schluchzte laut. Fritz ließ ihren Schmerz gewähren, der durch Thränen gelindert wird, aber er tröstete sie sanft mit bessern Hoffnungen. So in sich selbst versunken, hörten beide ein leises Geräusch außerhalb des Zaunes, aber dicht hinter der Laube, nicht. Tröstend sagte Fritz:

„Sie werden es nicht thun und sollen es nicht thun. Und wollte es Jemand versuchen — und wenn es mein Vater wäre — er würde mich nicht zwingen. Du hast das Wort meiner Liebe, und ich halte es Dir."

„Fritz! Fritz! Du wirst es nicht vermögen. Wolltest Du Deinem Vater ungehorsam sein?"

„Ich würde es sein müssen, wenn er mein Leben fordert. Dich gebe ich nur mit meinem Leben hin, Lene."

„Dein Vater ist zu stolz und Du wirst zu reich. Ja, wärest Du arm wie ich! Als reicher Sohn vom Ring darfst Du das arme, verachtete Waisenkind nicht wählen, das fühle ich genau; Dein Reichthum wird mein Unglück werden."

„O wäre ich doch reich! Ich bin und werde es nicht so werden, als ich es um Deinetwillen wünschte. Wäre ich der älteste Sohn meines Vaters oder der einzige und könnte ich Dich als Bäuerin in den Ring führen, um meine Wünsche für Dein Glück zu erfüllen!"

„Fritz!“ rief das Mädchen erschrocken, „Du frevelst in solchen Wünschen. Von Deinen Aeltern und Brüdern ist die Rede!“

„Ach, was sind sie mir alle gegen Dich gehalten! Du nur bist mein Glück, denn Du liebst mich. Im Ringe hat mich niemals Jemand geliebt. Dort war ich immer Waisenkind wie Du!“

Während der eine Arm das zitternde Mädchen fester an sich zog, als wollte er sich ihres Besitzes recht entscheidend versichern, bedeckte die andere Hand die Augen, aus denen Thränen quollen. Zum ersten Male in seinem Leben gab der Jüngling seiner schmerzhaften Ueberzeugung über die Gesinnung der Seinigen gegen ihn Worte, die er sonst still kämpfend in der Brust verschlossen hatte, der Ueberzeugung, daß Niemand ihn liebe, daß Niemand dort ihn vermissen würde. Die ganz in sich versunkenen Liebenden beachteten auch jetzt ein leises Geräusch nicht, das sich wie von zurückgebogenen Zweigen hinter dem Gartenzaune leise hörbar machte.

„Und wenn Dein Vater, der an Gehorsam gewöhnt ist, über Deinen Eigenwillen zornig wird, wenn er Dir droht, Dich enterbt, wenn er Dir seinen Fluch statt des Vatersegens auf den Lebensweg mitgibt?“ fragte Lene bangend.

„So will ich mich solch traurigem Irrthume demüthig beugen, aber mich in meinem Entschlusse beugen soll er nicht. Du sollst Gott mehr gehorchen als den Menschen, steht geschrieben, und was hier in der Brust spricht, das ist Gottes Stimme. Gott wird den Fluch eines verblendeten Vaters weder hören, noch erfüllen."

„Und wenn sie Dich beschimpfen, Dich verstoßen? O, ich fühle es, sie werden es thun. Kennst Du meiner armen Mutter Schicksal, die auch von einem reichen Bauersohn sehr geliebt wurde, der sie nachher verließ, weil sein Vater ihn verfluchte? O Gott, ich sehe alle Schrecken sich an mir erneuen!"

„Wenn sie die Sünde nicht scheuen, mich sollen sie nicht schrecken. So gehe ich frei und arm wie Du vom Ring und komme zu Dir. Bei den Augen Gottes, die uns aus den Sternen droben so lieb leuchten, schwöre ich es Dir in feierlicher Stunde: Ich lasse Dich nicht, wie Du mich nicht lassen darfst, und muß ich als Bettler meines Vaters Haus verlassen, so wollen wir arbeiten, kämpfen, wenn es sein muß, Noth leiden und hungern, aber miteinander!"

Lene schmiegte sich dicht an den Geliebten und ließ den Kopf mit leisem Seufzen an seine Brust sinken.

„Doch fürchte nicht zu früh", tröstete er sie wieder. „Ich hoffe, es soll nicht so weit kommen, und bin

entschlossen, die Sache zur Entscheidung zu bringen. Es ist besser, er erfährt Alles zuerst von mir selbst als von Andern; es stimmt ihn hoffentlich milder, wenn ich ihm Vertrauen zeige. Ich will mit meinem Vater reden, heute noch, sogleich, und morgen bringe ich Dir die Antwort."

Er erhob sich schnell und trat aus der Laube.

„Wie wird das Alles werden!" bangte sie. „Mir liegt die Angst wie Centnergewichte auf der Brust. Adieu, Fritz, geliebter Fritz, und möge Gottes Hand Dich geleiten und Dich halten in der Stunde der Gefahr."

Fritz überlegte unterwegs, was er dem Vater sagen wollte, und trat entschlossen in die Wohnstube, wo er die Aeltern allein fand. Die Brüder schliefen bereits oder waren in das Dorf gegangen. Der Augenblick war also günstig.

„Vater", sagte Fritz fest und bestimmt, „ich habe mit Dir zu reden."

Der bestimmte Ton, welchen der Bauer in seiner Familie zu hören nicht gewohnt war, verwunderte ihn. Und gerade Fritz schlug diesen Ton an! Mehr belustigt als erzürnt blickte er mit seltsamem Augenzwickern zu dem erregten Jüngling auf, that dann einen lebhaften Zug aus seiner langen Pfeife und sagte:

„Nun, so rede!“

„Vater, ich möchte wieder eine ernste Beschäftigung aufnehmen; ich bin gesund geworden.“

„Es freut mich, daß Du selbst darauf kommst. Willst Du wieder Müller werden?“

„Nein, Vater, Müller nicht.“

„Was denn? Du kommst mir doch nicht wieder mit dem Bücherkram?“

„Nein, Vater, damit wäre es zu spät geworden.“

„Kurz, kurz, Fritz, was willst Du?“

„Landmann werden, wie Du und die Brüder. Ich fühle, daß ich Lust dazu habe, wenn Du mir eine Bitte erfüllst; ich fühle, dann geht es.“

„Eine Bitte?“ fragte der Alte mit großen Augen; „rede, Junge!“

„Wenn Du mir Lene, der todten Boten-Lene Tochter, zur Braut und später zur Frau gibst. Vater, bei allen Heiligen, dann geht es, dann wird Alles wieder gut.“

Ein Tarantelstich konnte den Bauer nicht jäher emporschnellen, als es diese Rede seines Sohnes that. Auch die Bäuerin war in ihrer Ofenecke, wo sie im Halbschlummer gesessen hatte, erschrocken emporgefahren.

„Junge, bist Du wieder toll geworden?“ schrie der Bauer. „Hast Du aufs neue den Verstand verloren?“

„Nein, Vater“, sagte der Jüngling mit unendlicher Sanftmuth, „ich bin nicht toll geworden. Ich bin so gesund, wie ich noch niemals gewesen bin. Erfülle meine Bitte, Vater, und Alles wird gut werden!“

„Einen solchen Scherz kann mit den Aeltern Niemand wagen — so soll es Ernst sein! So bist Du doch toll, Junge! Du und die Betteldirne! Das Fallkind der Boten-Lene im Ring! Hahah!“ schrie und lachte der Bauer in grimmigem Hohne.

„Vater! Vater!“ flehte der Sohn mit rührender Geberde, „ich rede zu Deinem Herzen. Ich liebe die Lene, sie ist mein Glück, meine Rettung aus der Nacht des Geistes, mein Alles, Alles auf der Welt. Zum Vaterherzen flehe ich, Vater, mache Deinen Sohn glücklich!“

„Kein Wort mehr von dieser wahnsinnigen Idee, die Dich wieder für das Tollhaus reif macht! Kein Wort mehr, oder Du sollst mich kennen lernen!“

„Vater, laß Dich erweichen! Höre meine Bitte! Mutter, Mutter, o Du, Du mußt mich verstehen — Mutter, ich liebe sie ja so sehr. O hilf mir, hilf mir bitten, daß der Vater erweicht werde!“

Aber die Bäuerin huldigte dem Vorurtheile des Bauernstolzes ebenso stark, vielleicht noch leidenschaftlicher als ihr Mann. Eine Heirath ihres Sohnes mit dem armen, verachteten Mädchen aus dem Tagelöhner-

stande wäre ihr ein unerträglicher Schimpf gewesen. Sie wehrte die Zumuthung des Sohnes, für ihn zu bitten, mit schmerzlicher Geberde ab und sagte kurz und entrüstet:

„Gehorche Deinem Vater. Hier rechne nicht auf mich. Eine Betteldirne!“

„Vater, Mutter“, bat Fritz ganz verzweifelt, „laßt Euch erbitten, legt das schlimme Vorurtheil beiseite, von dem die Herzen nichts wissen, legt es beiseite und laßt mich mit Lene glücklich werden. Sie ist so gut, so brav, sie wird Euch lieben und ehren mit mir vereinigt. Seid nicht so hart gegen liebende Herzen, die nichts als nur ein wenig Glück begehren.“

„Ich mag die Liebe und Ehrfurcht der ehrlosen Betteldirne nicht!“ fuhr der Bauer auf. „Und nun Basta! Sie kommt mir nicht über die Schwelle des Rings! Nie, niemals dulde ich solche Heirath, niemals, so wahr ich der Ringbauer Johann Fröse bin.“

Der Bauer hatte geschworen. Das war ein Zeichen großer Aufregung bei ihm, aber auch das Zeichen, das die letzte Hoffnung auf seine Nachgiebigkeit vernichtete.

Fritz seufzte tief. Ein Abgrund hatte sich vor seinen Blicken geöffnet. Ihm war, als ob ihn derselbe bereits verschlinge, als fühle er seine Sinne schwinden. Doch er raffte sich empor und sagte mit Bestimmtheit:

„Nun, dann helfe mir und uns allen der barmherzige Gott! Ich kann das Mädchen nicht lassen. Ich lasse die Lene nicht, auch das sei geschworen, so wahr ich des Ringbauers Johann Fröse rechter Sohn bin!"

Einen Augenblick lang starrte der Bauer den kühnen Sohn sprachlos an, aber der aufkeimende Jähzorn malte sich bereits in seinen verzerrten Zügen. Die Veränderung, welche in dem Augenblicke mit dem stolzen Bauer vorging, war furchtbar, entsetzenerregend. Plötzlich fuhr er empor und schrie:

„Canaille Du! Du willst mir trotzen, mich verhöhnen?"

Seine Augen rollten, seine Zähne knirschten aufeinander, mit bebender Hand packte er seinen Krückstock und schwang ihn gegen den todbleichen Sohn, der sich nicht von der Stelle bewegte. Da sprang die Bäuerin mit lautem Schreckensschrei dazwischen, um dem furchtbaren Auftritt zu wehren, und fiel dem wüthenden Manne in die Arme, daß er den Sohn nicht erreichen, den zum Schlage erhobenen Arm nicht auf ihn niederschmettern konnte. Die Bäuerin war eine kräftige Frau, und Schrecken und Angst verdoppelten ihre Kräfte. Sie hielt den wüthenden Mann, den das neue Hinderniß nur noch mehr reizte.

„Verfluchter Junge! Sei verflucht, Halunke!"

brüllte er in knirschender Wuth und schleuderte den Stock nach ihm, daß er dicht an des Jünglings Kopf vorbeischwirrte und in den Glasthürenschrank neben der Thür durch die Glasscheiben hindurch in das hinter denselben befindliche Geschirr aus Glas und Porzellan zerschmetternd hineinflog.

„Fluche nicht!“ kreischte die Bäuerin und brach, als das Schreckenswort doch herausflog und grell sich mitten in ihr Mutterherz hineinbohrte, mit lautem Weheruf zusammen.

Fritz sprang der Mutter bei, der Bauer stand starr und wie gelähmt.

Da stürzten die Mägde herein, welche das Klirren des zerbrechenden Geschirres und den Aufschrei der Bäuerin gehört hatten. Jeder sah, daß eine furchtbare Scene stattgefunden haben mußte. Die Bäuerin wurde zu Bette gebracht und erholte sich bald wieder. Als Fritz sie lebend gesehen hatte, stürmte er in die Sternennacht hinaus. Er konnte es mit seiner übervollen Brust in den engen Räumen des Hauses nicht aushalten. Er mußte Luft haben, um nicht zu ersticken. Unter den leuchtenden Augen Gottes, bei denen er vor kurzer Frist seiner Lene Treue geschworen hatte, wandelte er dahin und blickte rückwärts und vorwärts in sein Leben, erwog und prüfte, was nun

zu thun sei. Sein Entschluß über das Was stand fest, wie die Sterne droben, nur über das Wie, über den nächsten Schritt nach dem schrecklichen Vorfall mit seinen Aeltern blieb er noch im Zweifel. Nach langem, stundenlangem Umherirren durch Wald und Feld kam er an Lene's Haus, über das Mond und Sterne silbernen Schimmer gossen. Mitternacht war bereits vorüber, Fritz dachte nicht daran. Seine Seele war mit den Fragen des Lebens beschäftigt, wie hätte er da an die kleinliche Zeit oder an eine noch kleinlichere Ferne denken sollen? In Lene's Häuschen war Alles still, die Thür verriegelt. Fritz pochte an das Fenster. Da keine Antwort erfolgte, pochte er stärker, bis das Mädchen hörte und nach einer Weile an das Fenster kam.

„Fritz, Du!“ rief sie erschrocken, „und mitten in der Nacht!“

„Du schliefest schon“, sagte er zerstreut; „ja, ja, es mag wohl spät in der Nacht geworden sein — ich habe es nicht bemerkt. Wir müssen miteinander reden, Lene.“

„Doch nicht jetzt, Fritz, während der Nacht. Morgen, mein Freund; jetzt gehe nach Hause und schlafe, denn Du bist aufgeregt.“

„Was schert uns die Nacht? Die Nacht ist unsere Freundin. Sogleich muß es sein. Laß uns in den

Garten gehen, es muß schneller Entschluß gefaßt werden. Mein Kopf zerspringt, solange ich nicht Gewißheit habe über Alles."

Lene wagte keinen Widerspruch mehr. Ein Strahl des Mondlichtes war auf Fritzens Gesicht gefallen — er sah wahrhaft fürchterlich aus. Todbleich die Züge, beinahe entstellt, und die Augen irrten wild umher.

„Laß mich ein", sagte er hart, „laß mich ein, oder fürchtest Du Dich vor dem Verfluchten? Verstößest Du ihn auch?"

„Komm, komm", bat sie mild und zog ihn durch die Thür; „sei ruhig und gut, mein Freund, ich bin Dein und halte bei Dir aus, was auch die Menschen Dir zu Leide thun mögen. So schlimm ist es also gekommen? O, ich ahnte es wohl, ich habe es ja vorher gefürchtet! Meinem armen Vater ist es ebenso gegangen, aber er beugte sich unter des Vaters Willen, um den Fluch zu lösen."

„Ich beuge mich nicht und wenn es mein Leben kostet!" sagte Fritz gelobend.

Die Liebenden saßen lange in der kleinen Laube bei einander und beriethen sich mit hohem Ernste, als ob sie Sterbende wären und sich bereit machen wollten, mit einander vor des ewigen Gottes Richterstuhl zu treten. Im Osten färbte sich der Himmel

bereits purpurn, um den nahenden Tag anzukündigen, als sie die Laube wieder verließen und von einander Abschied nahmen.

„Es bleibt dabei?“ fragte Fritz dringend, liebevoll.

„Es bleibt dabei, ich bin Dein und Dein Wille ist der Meinige“, versicherte Lene mit voller Ueberzeugung.

„Lene, es muß ja sein, es bleibt kein anderer Weg mehr für uns übrig, denn meines Vaters Wille ist unbeugsam. Gott möge uns beistehen in unserer Noth, er möge uns vergeben, wenn wir Sünde thun, um unserer Liebe willen!“

Fünftes Kapitel.

Und wiederum war es Nacht geworden. Auf dem Ring hatte es einen wenig freundlichen Tag gegeben. Die Söhne waren wie gewöhnlich frühmorgens mit den Geschirren zu der drängenden Feldarbeit gezogen und kehrten, von des Tages Hitze ermüdet, abends heim, um nach dem Essen bald die Ruhe aufzusuchen.

Der Bauer war während des Tages mit finsterem Gesicht umhergegangen, wie eine unheimliche Wetterwolke, die jeden Augenblick sich zu entladen drohte. Man hatte kaum ein Wort von ihm vernommen, jedenfalls kein freundliches. Zwischen den zusammengepreßten Lippen stieß er es hervor, dumpf und brummig wie Donnerrollen. Die Bäuerin hatte den ganzen Tag im Bett gelegen. Sie fühlte sich nicht krank, nur schwach. Fritz hatte sie besucht, während der Vater im

Felde war. Unter heißen Thränen war er an ihrem Bette hingesunken und hatte ihre Verzeihung erbeten.

„Vergib, verzeihe mir, Mutter, ich konnte nicht anders, und wenn es mein Leben gegolten, ich konnte nicht anders!" bat er.

Sie reichte ihm die Hand, sprach aber kein Wort. Sie wußte wohl nicht, was sie dem Sohne antworten sollte, der so gebeugt vor ihr kniete, und hätte ihn, wenn sie antwortete, durch ihre Worte nur noch tiefer beugen können. Vielleicht wollte sie dem armen Herzen Zeit lassen, sich zu sammeln, sich wieder zurechtzufinden, wollte erst weiter mit dem Sohne reden, wenn er ruhiger und sie gesünder geworden sein würde. Es war bereits gegen Abend, als Fritz die Mutter verließ. Seinen Vater hatte er noch nicht wiedergesehen und ihm schauderte vor dem Gedanken, ihm, der ihm geflucht hatte, zu begegnen.

Das Wohnzimmer war leer, der Vater noch nicht heimgekehrt. Fritz sah sich scheu in demselben um. Alles war still, kein Mensch im Hofe, denn Dörte war mit dem Butterwagen in die Stadt gefahren. Fritz eilte zur Stubenthür und schob den Riegel inwendig vor. Dann nahm er aus dem Rocke seines Vaters, welcher an der Thür hing, einen Schlüssel. An der Sicherheit, mit welcher er Alles fand, erkannte man

leicht den unterrichteten Sohn des Hauses. In der Wand befand sich eine kaum sichtbare Thür. Sie war wie die Wand der Stube überweißt, und nur das kleine Schlüsselloch verrieth einem aufmerksamen Auge das in die Wand gemauerte Schränkchen. Fritz öffnete dasselbe mit dem Schlüssel. Eine Menge Papiere, mehrere Brieftaschen und leinene Beutel standen in der Höhlung. Er nahm eine der Brieftaschen, zählte die Kassenscheine in derselben, legte noch mehrere Papiere dazu und steckte das Ganze in seinen Rock. Darauf schrieb er einen Zettel und legte ihn an Stelle der Brieftasche tief in des Schrankes Höhlung, damit derselbe nicht zu schnell in das Auge falle. Dann schloß Fritz den Schrank und brachte den Schlüssel an seinen Platz zurück. Mit schnellen Schritten verließ er das Wohnhaus und begab sich in sein gewohntes Asyl, das Auszugsstübchen. Er kleidete sich um, zog seine besten Kleidungsstücke an, steckte die Brieftasche in den schwarzen Tuchrock und stellte den Wecker auf ein Uhr. Nachdem er die ganze vergangene Nacht durchwacht und den Tag in furchtbarer Aufregung zugebracht hatte, siegte die Natur endlich über die innere Erregtheit: Fritz schlief ein.

Da er schon mittags nicht zum Essen gekommen war, so fiel es nicht auf, als er auch abends nicht kam. Alle wußten, daß etwas Schreckliches zwischen

Vater und Sohn vorgefallen sein mußte, wenn sie auch den wirklichen Hergang der Sache nicht erfahren hatten, und fanden es erklärlich, daß Fritz es vermied, dem drohend blickenden Bauer zu begegnen. Frühzeitig, wie es im Dorfleben Sitte ist, breitete der Schlummer seine Arme über das Bauergut aus, dessen Bewohner der erste Sonnenstrahl bereits wieder zur dringenden Feldarbeit rief.

Die Nacht war nach dem heißen Tage mild und schön, aber dunkel. Schon in den Abendstunden waren düstere Wolken erschienen, die gewitterdrohend am Horizont sich aufthürmten und den Sternenhimmel in einen blauschwarzen Schleier hüllten. Es kam jedoch weder zum Gewitter, noch zum Regen, sondern es wetterleuchtete blos in allen Himmelsgegenden. Die Bewegung in den Wolkenschichten dauerte jedoch fort. So still es auf der Erde herging, so belebt mußten die obern Luftströmungen sein. Die riesigen Wolkenberge zogen so langsam, majestätisch am Firmament dahin, als bildeten sie einen feierlichen Leichenzug aus dem Reiche der Geister.

Tiefer Frieden lagerte über Tenglin. Keine Seele schien zu wachen, nicht einmal ein Hund ließ sich bellend oder knurrend vernehmen, und der alte Martin, der Wächter der Nacht, der am Kirchenportale saß, um daselbst vom ersten Schlage der Thurmuhr ja sicher

erweckt zu werden, hörte es allerdings, wie die Uhr eins schlug, sank aber ermüdet ebenso schnell in seinen süßen Schlummer zurück, anstatt die Wächterrunde zu thun. Diese Unsitte geschah ihm um ein Uhr öfter, weil der kurz verklingende einzelne Glockenschlag nicht erweckende Gewalt genug besaß, wie wenn die zwölf Mitternachtsschläge langsam und feierlich ertönten.

Plötzlich erwachte er doch. Es war ihm, als ob er den furchtbarsten, Mark und Bein durchdringenden Schrei einer Menschenstimme vernommen hätte und zugleich ein dumpfes Dröhnen, wie vom Gewitter. Was war das? Bloßes Spiel seiner Phantasie, oder hatte er es in Wirklichkeit gehört? Hatte vielleicht der Blitz eingeschlagen?

Der aufmerksame Wächter raffte sich von seinem im Schatten der Kirche befindlichen Sitze empor, um sich zu überzeugen, ob Alles während seines Schlummers hübsch in Ordnung geblieben sei. Da vernahm er noch einmal aus der Ferne denselben erschütternden Schrei einer Menschenstimme, der wie Schmerz- und Hülferuf zugleich wehevoll die Stille der Nacht durchschnitt. Das beschleunigte Vater Martin's Vorsatz; er stürzte aus dem Kirchenportale hervor und ließ Auge und Ohr sich nach der Richtung hin anstrengen, aus welcher der Schrei gekommen war.

Was war das? Das leuchtete ihm ja wie Tageshelle entgegen; dicke Feuergarben schlugen beinahe vor ihm in die Höhe und der Himmel füllte sich mit Glut! Das war Feuer, Feuer im Dorfe! Mit einem Ruck hatte er das Feuerhorn vom Rücken und stieß mit voller Kraft hinein, daß es erschütternd durch die Stille drang. Und wieder tönte sein langgezogener Hülferuf, während er zugleich mit dem Spieß an die Fensterläden der Häuser schlug und: Feuer! Feuer! schrie.

Wie mit einem Schlage ward es im Dorfe lebendig. Die Menschen stürzten aus den Häusern, der Brandstätte zu, die ihnen in furchtbar drohender Glut entgegenleuchtete. Der Küster rannte auf den Kirchthurm und bald wimmerte die Glocke und rief ihr Hülfe! Hülfe! in die nächtige Ferne hinaus, um die Wächter anderer Dorfschaften aufmerksam zu machen. Das Flammenzeichen mußte meilenweit in die Gegend hinausleuchten und der Himmel strahlte roth und blutig, in grellen Lichtern blitzschnell wechselnd, wie in Opferglut. Leute und Löschgeräthe strömten dem Ausgange des Dorfes zu, von wo ihnen die Gluten entgegenleuchteten. Dicke Rauchwolken wirbelten bereits über das ganze Dorf und steigerten Angst und Schrecken. Am äußersten Ende des Dorfes, innerhalb der hohen Mauer des Ringgutes, standen sämmtliche Gebäude in Flammen.

Das Wohnhaus und die mit Schindeln gedeckten Stall- und Scheunengebäude glichen einem einzigen Glutmeere, gegen das anzukämpfen vergeblich war. Zwar drangen Einzelne durch den gesprengten Thorweg und führten selbst die Spritze in den gluterfüllten Hof, doch nur, um bald genug dem Elemente wieder zu weichen, welches in dem ausgetrockneten Material Gelegenheit fand, seine ganze, wilde Wuth zu entfalten. Die Gluten trafen fast in einer einzigen Feuersäule zusammen, die kerzengerade zum Himmel emporschlug.

Nur in dem massiven Wohnhause war die Glut noch nicht gar so arg geworden, und einige kühne Männer drangen durch die Fenster in dasselbe ein, ohne des ihnen dick entgegenschlagenden Rauchs zu achten. Bisher hatte man noch keinen von den Bewohnern des brennenden Gutes gesehen und die furchtbare Vermuthung stieg empor, daß dieselben, von Flammen und Rauch überrascht, den Ausweg nicht gefunden haben möchten und betäubt in dem brennenden Hause lägen. Es drohte ihnen dann, wenn nicht schleunige Hülfe kam, dasselbe Geschick, welches der herrliche Viehstand des Ringgutes unrettbar erleiden mußte, dessen gräßliches Geschrei und Todesgebrüll unter den verzehrenden Flammen schon allmälig verstummte. Allein es war nicht möglich gewesen, noch zu den Ställen vorzudringen,

so furchtbar wüthete bereits die verheerende Glut, die nach allen Seiten sich reckend und züngelnd ordentlich vom Heißhunger getrieben erschien.

Mehrere Männer, welche sich zuvor mit Wasser übergossen hatten, drangen durch die Fenster in das Wohnhaus. Ein schrecklicher Anblick wurde ihnen schon bei den ersten Schritten. In der großen Wohnstube, vor einem geöffneten leeren Wandschranke, lag die Leiche des Ringbauers Johann Fröse mit einer furchtbaren Beilwunde im Kopfe, die ihm den Schädel vollständig gespalten hatte. Das Gehirn war weit umhergespritzt und auf dem Fußboden ausgeflossen der Bauer mußte unter der unmittelbaren Wirkung des Mordschlages sofort gestorben sein. Die Schreckensrufe derer, welche im Hause diese Leiche fanden, riefen noch andere Unerschrockene nach, die ebenfalls durch die Fenster in das brennende Haus drangen. Während diese die Leiche des Bauern aufhoben und durch das Fenster ins Freie schafften, drangen die Andern in dem brennenden Hause weiter vor, um immer neue Schrecken zu entdecken. Im nächsten Zimmer fanden sie die Bäuerin ebenfalls mit zerschmetterter Hirnschale todt in ihrem Bette liegend. Grausen erfaßte die fast in einem Flammenmeere so furchtbare Entdeckungen machenden Männer, wie die draußen versammelte Menge, als sie die

zweite Leiche erblickten und die furchtbare Ueberzeugung von einem entsetzenerregenden Verbrechen erhielten, das hier verübt worden war und unter den rauchenden Trümmern des Gutes hatte begraben werden sollen. Der Schlauch der Dorfspritze war durch das Fenster in das Wohnhaus gerichtet und sandte Ströme Wassers in die Zimmer, um den vordringenden Männern den Weg flammenfrei zu erhalten. Dennoch mahnte das unersättlich wüthende Element zur höchsten Eile, und jeden Augenblick bedrohten stürzende Balken und Trümmer die kühnen Männer selbst mit dem sichern Verderben. Der Dachstuhl schwankte und drohte in sich zusammenzubrechen. Es war vorauszusehen, daß dann auch die Decke des Hauses unter dieser Wucht durchbrechen würde. „Eilt, eilt! Rettet Euch selbst!" riefen Hunderte angstvoller Stimmen den noch im Hause weilenden Männern zu, welche von leckenden Flammen rings umzingelt waren, die unter den Wasserströmen nur einen Augenblick erstickten, um sofort, als ob sie Oel getrunken, um so wilder und grimmiger wieder emporzuschlagen, und welche kühnmuthig von Zimmer zu Zimmer vorwärts drangen, um immer neue Schrecken zu entdecken. Da stürzte auf dem Dache der Rauchfang ein und brach polternd durch das Dach in das Haus. Dach und Haus erzitterten unter der Erschüt-

terung der einbrechenden Trümmer — der nächste Augenblick konnte das ganze Gebäude als einen Trümmerhaufen sehen — die Gefahr war auf das höchste gestiegen.

In athemlosen Bangen verharrte die Menge. Viele Frauen heulten und riefen nach den Ihrigen, andere beteten und riefen Gott und seine Engel um Schutz und Gnade für die im brennenden Hause weilenden Männer an. Da trat der Pfarrer des Dorfes an das offene Fenster und rief mit erhobener Stimme in den flammenerfüllten Raum hinein:

„In Gottes Namen, Männer, jetzt lasset ab, Ihr habt Eure Schuldigkeit gethan. Rettet Euch selbst und versuchet Gott nicht im frevelhaften Wagen!"

„Eilt, eilt! Rettet Euch!" brüllte die Menge, denn immer bedenklicher schwankte der Dachstuhl. Da stürzten sie durch die Flammen, mit Leichen beladen. „Eilt, eilt! Um Gotteswillen!" rief man ihnen zu. Schon war die Menge vor dem nahenden Unheil scheu zurückgewichen, da wurden sie an den Fenstern sichtbar mit glimmenden Kleidern, versengten Haaren, rauchgeschwärzt, anzusehen wie der Hölle entstiegene Dämonen, die arme Sterbliche in dem Höllenschlund entführen. Doch sie stürzten die Leichen nicht hinein in den brennenden Schlund, sie rissen sie heraus und

warfen sie durch die Fensterhöhlen ins Freie. Mit mächtigem Schwunge sprangen die kühnen Männer den Leichen nach und befanden sich in Sicherheit.

„Wasser! Wasser!" riefen sie, und Ströme Wassers wurden über sie ausgegossen, daß die erstickte Glut Rauchwolken von ihren Körpern emportrieb. Sie waren in Sicherheit, aber sie hatten den rettenden Boden kaum betreten und taumelten, halb betäubt, wie Trunkene auf demselben vorwärts, da donnerte und krachte es hinter ihnen, als bräche ein Ungewitter los mit allen seinen Schrecken, die, sich austönend, weit hinten in den Bergen verklängen. Als die erschrockene Menge aufblickte, sah sie das Dach des Hauses zusammengebrochen; es war, die Decken der Stockwerke in seiner Wucht mit sich reißend, bis in den untern Raum gesunken, welchen die kühnen Rettungsmänner fast im nämlichen Augenblicke verlassen hatten. Gottes Hand hatte sichtbarlich über ihnen gewaltet und die drohende Gefahr aufgehalten und verhütet.

Das Haus war unrettbar vernichtet. Zwischen seinen steinernen Wänden lag der ganze innere Bau zu einem Haufen zusammengebrochen, aus dem die Sparren des Daches und glimmende Balken hervorragten, um welche die Flammen züngelnd leckten. Es schien, als ob sie nun, da sie das ganze Haus beherrschten,

sich Zeit nehmen und ihre sichere Beute mit Ruhe verzehren wollten. Auch in den Stall- und Wirthschaftsgebäuden war das Feuer furchtbar Herr geblieben und feierte über Trümmerhaufen glutreiche Triumphe. Ueberall ragten nur noch die nackten Wände empor und rauchten und brannten innerhalb derselben die traurigen Trümmer weiter.

Bejammernswerther Anblick! Binnen einer Spanne Zeit war das stattliche Gut mit seinem reichen Inhalt an Vieh und Vorräthen vernichtet, in einen Aschenhaufen umgewandelt worden, an dem die gierigen Flammen höchstens noch ein paar Stunden dürftige Nahrung fanden.

Nichts, gar nichts hatte gerettet werden können, als Leichen, die gemordeten, grausam verstümmelten Bewohner dieses schönen und reichen Gutes, die untrüglichen Zeugnisse von einem furchtbaren Verbrechen, das von entmenschten Händen hier unter dem Schleier der Mitternacht begangen worden war. Das Bewußtsein des begangenen Verbrechens war es, was den Bewohnern des Dorfes die furchtbarsten Schrecken bereitete.

Man ging nun daran, die den Flammen entrissenen Leichen zu sammeln und zu prüfen. Dieselben boten einen wahrhaft schauerlichen Anblick. Mehrere

davon trugen Brandwunden und waren kaum vor dem Verbrennen bewahrt worden; ein Lebensfunke wurde nirgends mehr entdeckt. Der Bauer, die Bäuerin, vier Söhne und eine Magd lagen gräßlich verstümmelt bei einander. Dasselbe beilartige Instrument schien alle sieben Personen getödtet zu haben. Gespaltene Schädel und tiefe, breitklaffende Wunden in dem Hals fanden sich bei allen. Gesunde Landbewohner haben meist einen festen Schlaf; nach der schweren Feldarbeit unter glühender Sonnenhitze pflegt er doppelt bleiern den Körper zu umfangen. So schienen die Gemordeten den tödtlichen Schlag meist schlafend erhalten zu haben, der sie weder zum Bewußtsein, noch zum Schreien gelangen ließ; nur wo der Streich sich nicht sofort tödtlich erwiesen hatte, war noch der Hieb in den Hals hinzugefügt worden, der das Mordwerk schnell und sicher vollendete. Mord und Brand zugleich waren in das friedliche Dorf gedrungen und die Bewohner drängten sich unter der furchtbaren Wucht der Schrecken wie die Genossen einer verschüchterten Heerde an einander. Rathlos und wehklagend standen und knieten sie neben den Leichen, deren Anblick das härteste Herz bis in die innersten Tiefen erschüttern mußte.

War die stolze Bauerfamilie und waren besonders die anmaßenden und rauflustigen Brüder nicht gerade

beliebt gewesen, so erwachte die Theilnahme jetzt dennoch allgemein, wo sie auf so scheußliche Art ermordet waren, und es däuchte Jedem, als hätte er in den Dorfgenossen die eigenen Familienglieder verloren.

Sieben Leichen waren unter Heulen und Wehklagen zusammengetragen und auf einen Rasenflecken in der Nähe des zerstörten Gutes niedergelegt worden. Im anfänglichen Schrecken hatten die Leute gar nicht daran gedacht, nachzusehen, ob alle Bewohner des Gutes beisammen seien oder einer von ihnen fehle. Ein alter Bauer dachte endlich daran.

„Die Dörte und der Fritz fehlen noch!" rief er, nachdem er sorgsam Alles überblickt hatte.

„Die Dörte und der Fritz fehlen", pflanzte es sich von Munde zu Munde fort, und die Frage nach ihnen durchlief die Reihen der Dorfbewohner.

„Dörte ist zu Markte gefahren!" rief eine Bauerfrau, welche das Mädchen hatte wegfahren sehen, und mehrere andere Stimmen bestätigten diese Thatsache.

„Aber Fritz, der Fritz ist nicht zu finden. Er muß verbrannt sein!"

So lief es wieder erschreckend von Munde zu Munde und man wußte nun nicht einmal, ob auch er ermordet worden, oder ob er schlafend von den Flammen überrascht und erstickt worden war. Da rief wieder eine

Stimme, es war die des Besitzers von dem Gute, welches dem Ringe zunächst gelegen war: „Fritz ist nicht verbrannt, Fritz ist heraus. Er hat mich ermuntert. Ein Trommeln am Fenster erweckte mich. Als ich aus dem Bette sprang, sah ich die volle Glut mir gegenüber. Vor dem Fenster stand Fritz Fröse wie ein Geist und wies mit einem furchtbaren Schrei auf das brennende Gut. Was weiter mit ihm geworden ist, weiß ich nicht, denn ich lief, um mein Gesinde zu wecken; aber verbrannt kann er nicht sein."

„So müssen wir nach ihm suchen", sagte ein Anderer; „hier ist so nichts weiter zu thun, bis die Gerichtspersonen kommen."

Ein reitender Bote mit der Nachricht vom Brande und dem verübten Verbrechen war bereits in die Kreisstadt abgesandt worden. Es blieb der Dorfbehörde vorläufig nichts übrig, als Alles an Ort und Stelle unberührt zu lassen, um nicht eine mögliche Spur zur Entdeckung der Verbrecher zu verwischen.

Der Nachbar des Ringbauers war mit einigen andern Personen in sein Gut gegangen, um nachzusehen, ob der vermißte Fritz vielleicht daselbst zu finden sei. Sie fragten vergeblich. Niemand hatte ihn gesehen, Niemand etwas von ihm vernommen. Sollte er in das brennende Gut zurückgelaufen sein, vielleicht um

zu retten oder seine Angehörigen zu suchen, und hatte er dabei seinen Tod gefunden?

„Seht Ihr", sagte der Bauer zu den ihm folgenden Neugierigen, auf ein Fenster deutend, „hier pochte er. Er mußte quer durch den Ringgarten gelaufen nnd über meinen Gartenzaun geklettert sein. Und hier schlug mir auch die helle Lohe so dicht entgegen, daß ich im ersten Schrecken dachte, mein eigenes Gut stünde in Flammen."

Er hatte das Fenster geöffnet und deutete auf den rauchenden Trümmerhaufen hinüber, an dessen Stelle gestern das stattlichste Bauergut des Dorfes gestanden hatte. Ein Neugieriger steckte den Kopf durch das Fenster. „Was ist das?" schrie er. „Hier liegt Jemand!" — Der Bauer sprang hinzu. „Das ist der Fritz. Um Gotteswillen, er ist auch todt. Er hat sich mühsam bis hierher geschleppt, um mich zu rufen."

Fritz lag regungslos dicht unter dem Fenster auf dem Gesicht. Er mußte im nämlichen Augenblicke, als er mit seinem Klopfen den Bauer erweckt hatte, zusammengebrochen sein. Die Leute waren hinausgeeilt und hoben den Leblosen auf. Er war bleich und starr wie eine Leiche, aber eine Wunde war nicht an ihm zu finden. Aufregung und Schrecken mußten ihn getödtet haben, wenn er wirklich todt war. Er wurde

in das Haus getragen, entkleidet und zu Bett gebracht. Einer der Leute rannte weg, um den Dorfbader zu suchen.

Der alte Martin, welcher sich zufällig bei den Leuten befand, welche Fritz gefunden hatten, schüttelte den Kopf, als er den Jüngling entkleiden sah. Er betrachtete die frische Wäsche und die Sonntagskleider mit offener Verwunderung; er fand auch die Brieftasche mit dem Gelde und den Werthpapieren und rieth dem Bauer, das Alles sorgsam zu verschließen, bis die Gerichte kommen würden.

„Die Sache ist nicht richtig", murmelte er, „Ihr werdet es erleben!"

„Was wollt Ihr, Martin?" sagte der Bauer. „Was wißt Ihr?"

„Vorläufig nichts. Hebt nur die Sachen gut auf. Reden werde ich, wenn die Beamten kommen und das Protokoll aufnehmen; dann will ich reden, nicht eher!"

In diesem Augenblicke stürzte ein junges Mädchen in das Zimmer. „Ist er todt?" fragte sie angstvoll und schrie wild auf, wie eine Rasende, als sie den Leblosen liegen sah. Ueber den Leichnam warf sie sich und bedeckte die bleichen Lippen mit Küssen.

„Lene!" riefen die Leute voll Verwunderung, doch

wagte Niemand die Verzweiflungsvolle von dem Leichnam hinwegzureißen. Nur der alte Martin machte eine geheimnißvolle Geberde und sagte:

„Ich weiß, was ich weiß, und es wird schrecklich tagen! Ich habe es ja immer zuvor gesagt, daß der Tollhäusler noch über uns alle Unheil bringen werde."

„Er lebt!" rief Lene auffspringend. „Er lebt, sein Herz schlägt und ich fühle seinen Athem. O schafft Hülfe! Hülfe! Er lebt!"

Sechstes Kapitel.

Seit Menschenaltern war in Tenglin kein eigentliches Criminalverbrechen geschehen, noch niemals aber ein so schauerliches, wie das in dieser Mainacht verübte siebenfachen Mordes und der Brandstiftung. Das furchtbare Gerücht desselben hatte sich mit Windesschnelle in der ganzen Gegend verbreitet und die Landleute eilten, von Neugier oder Theilnahme getrieben, trotz der drängenden Feldarbeit, herbei, um sich durch den Augenschein von all dem Schrecklichen zu überzeugen.

Mit Ungeduld wurde die Untersuchungscommission vom Gericht erwartet, von deren Scharfsinn die Landleute große Dinge erwarteten. Denn mit dem vollen und klaren Erkennen vom ganzen Umfange des Verbrechens und der verübten Bosheit und Greuel wuchs auch

der Wunsch, die Vergeltung dafür zu sehen. Den Verbrecher entdeckt und in Ketten und Banden zu wissen, war schon deshalb der allgemeine Wunsch, weil, solange derselbe frei und sicher umherging, Niemand sicher war, daß nicht an ihm und seinem Hause in der folgenden Nacht die hier geschehenen Greuel wiederholt würden. Natürlich fehlte es auch nicht an Muthmaßungen über die Thäterschaft. Die Leute waren so durch die Wucht des Ereignisses gebeugt und so im umsichtigen Ueberlegen verwirrt, daß sie nur vermuthend umhergingen und nicht daran dachten, irgendwie zu handeln oder selbst Nachforschungen anzustellen. Um so eifriger wurde jedem Worte gelauscht, und wenn es nur die vagste Vermuthung enthielt. In dieser Hinsicht erschien den Leuten selbst das Geringste bedeutungsvoll und erwähnenswerth. Eine allgemeine Richtung des Ideenganges beim Umschauen nach dem Verbrecher war nicht zu verkennen. Wie die Sonnenstrahlen im Brennpunkt, liefen sie alle in einer Person aus, dieselbe gleichsam durch ihre Glut versengend. Martin's Andeutungen über den allein dem Verderben entronnenen Fritz Fröse waren nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen. Und er allein gerade war gerettet. Alle Sorgen und Befürchtungen, welche schon früher an des Jünglings Wesen und seltsames Treiben ge-

knüpft worden waren, wurden wieder lebendig, gewannen gleichsam Fleisch und Blut, zeugende Gestalt. Noch ehe die Gerichtspersonen kamen, war ein großer Theil, besonders die ältern Leute mit sich darüber einig, daß Fritz der Verbrecher sei, der entweder in unfaßbarer Bosheit oder in einem Ausbruch von Tollheit die eigenen Aeltern und Brüder erschlagen und das Gut angezündet hätte.

Lene hatte Recht behalten. Fritz war wieder zum Leben erwacht. Er lag noch im Bette bei dem Nachbar und Lene befand sich neben ihm. Ein gelindes Fieber schüttelte ihn zwar, doch war er völlig bei Bewußtsein, wie die Sprache seiner Augen deutlich zeigte. Die Leute bestürmten ihn mit Fragen, allein er hatte noch kein Wort geredet. Nur die Lippen bewegte er, als ob er sprechen wolle, doch kein Ton drang zwischen denselben hervor.

„Er ist stumm geworden!" schrie Lene voll Entsetzen, als sie die Anstrengungen des geliebten Jünglings gewahrte.

„Stumm sein ist beinahe ebenso bequem als toll sein", sagte der alte Martin giftig und ging zu den Leuten hinaus.

Der Müller, bei welchem Fritz vor Jahren in der Lehre gewesen und der ein Vetter des ermordeten

Bauers gewesen, war auf die Schreckenskunde ebenfalls nach Tenglin gekommen. Auf schaumbedecktem Pferde ritt er in das Dorf und stand erschüttert vor der Brandstätte, vor den Leichen seiner Freunde und Verwandten. „Schrecklich, schrecklich!" rief er einmal über das andere und schlug die Hände trostlos in einander. Eine Gruppe Leute hatte sich sofort um ihn gedrängt, um ihm alle bisher gesammelten Beobachtungen und Vermuthungen mitzutheilen. Auf die Thäterschaft des geretteten Fritz Fröse, der doch seiner Zeit jedenfalls des Müllers Mühle auch in Brand gesteckt habe, liefen dieselben sämmtlich hinaus. Mit jedem neuen Durchsprechen der ganzen Sache erschien dieses den Leuten mehr und mehr außer Zweifel. Der Müller schüttelte tief traurig den Kopf.

„Nein, nein, das kann ich nicht glauben", sagte er mild. „Leutchen, urtheilt nicht zu schnell und greift dem Richter nicht vor, dessen Scharfblick schon die richtigen Spuren finden wird."

Der alte Martin lachte höhnisch und verdarb dadurch den mildernden Eindruck wieder, welchen des Müllers Rede sichtbar hervorgebracht hatte. Dieser fügte selbst noch hinzu:

„Nein, nein, ein Verbrecher ist er gewiß nicht, aber ein Unglücksrabe, das habe ich auch empfunden.

Wo er im Hause weilt, da ist auch das Unheil nicht weit."

Martin lachte wiederum höhnisch und rief:

„Ja, wenn man das Unheil anstiftet, so bleibt es einem immer dicht auf der Ferse. Diese Regel ist alt und bewährt!"

„Martin, Martin, wahrt Eure Zunge! Solcher Verdacht ist kein Ding zum Spaßen und kann theuer zu stehen kommen!"

So mahnte der Müller mißbilligend, aber der Greis, nach Art alter Leute in seinen Haß gegen Fritz und seine einmal vorgefaßte Meinung gleich sehr verbissen, warf ihm nur einen bitterbösen Blick zu und rief:

„Ich weiß, was ich weiß, und was all das Gethue und die Heuchelei bedeutet!"

„Was, Vater Martin? Redet doch!" riefen eine Menge Stimmen.

„Stumm ist er geworden, der saubere Patron? Hahaha! Wer das wohl glaubt! Ein kluger Fuchs ist er, aber doch nicht klug genug, um mich anzuführen. Er weiß recht gut, daß die Gerichtspersonen unterwegs sind, die zur Untersuchung des Verbrechens kommen. Schlau ausgedacht, wenn man nicht reden kann, so braucht man nicht zu reden. Versteht Ihr nun? Hahaha! Als die Mühle verbrannt war, wurde er

toll, heute ist er stumm geworden; aber ich sorge schon, daß es ihm nichts helfen soll; sie werden ihm die Zunge schon lösen!"

„Was wißt Ihr, Martin? Was wollt Ihr thun?" riefen die Neugierigen wieder durcheinander.

„Ich weiß mehr als Ihr alle!"

„Jadoch, Martin, aber was? Redet doch, alter Mann!"

Aber der eigensinnige Greis, welcher sich von jeher nach Art der Schäfer und Nachtwächter gern in ein geheimnißvolles Wesen, in einen Nimbus des Mehrwissens gehüllt hatte, erklärte bestimmt.

„Wenn die Gerichtspersonen hier sind, werde ich Alles sagen, das ist meine Pflicht. Aber jetzt kein Wort mehr."

Die Leute ärgerten sich und brummten über den alten eigensinnigen Kerl, der im Grunde wahrscheinlich nichts weiter wisse, als was sie auch schon kannten; in Wahrheit aber waren sie doch überzeugt, daß er etwas wissen müsse, und immer und immer wieder flogen die Augen der Ungeduldigen die Dorfstraße hinauf, auf welcher die erwarteten Gerichtspersonen anlangen mußten. Zu Fritz durfte mittlerweile auf Anordnung der Dorfbehörde kein Mensch gehen. Zwei Bauern saßen als Wache bei ihm und der Lene

war auf vieles Bitten und Weinen gestattet worden, als Pflegerin des Kranken dazubleiben. Der Dorfbader ging ab und zu und fühlte sich ordentlich voll erhabener Würde, wenn er aus dem von Schaaren Neugieriger umstandenen Hause als einziger Wissender trat und die an ihm gerichteten Fragen huldreich beantworten konnte.

Der kleine bewegliche Mann erschöpfte seinen ganzen Vorrath medicinischen Wissens, um den Leuten die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit einer geschehenen Zungenlähmung aus den vorhandenen Ursachen des gehabten Schreckens, der Aufregung u. s. w. zu erklären. Darüber sei die Wissenschaft ohne Zweifel mit sich einig, schwieriger zu entscheiden bliebe aber jedenfalls die Frage, ob sothane Zungenlähmung einen perpetuirlichen Charakter behalten, das heißt, unheilbar sein, oder ob sie gemeinschaftlich mit der fieberhaften Erregung des Patienten einen vorübergehenden Verlauf nehmen würde. Das wage er, der Dorfarzt, nicht zu entscheiden.

Gegen Mittag endlich wirbelte in der Ferne eine Staubwolke auf, die näher und näher kam. Allmählig erkannte man einen zweispännigen Kutschwagen als Mittelpunkt derselben. „Sie kommen! Sie kommen!" So lief es beruhigend und erwartungsvoll zugleich von Munde zu Munde.

Der Wagen fuhr in das Dorf und hielt an. Vier Personen stiegen aus: der Staatsanwalt, ein Gerichtsrath, ein Actuar und ein Gerichtsdiener. Der Dorfschulze begrüßte die Herren, erzählte das traurige Ereigniß und führte sie zur Brandstätte und zu den Leichen. Die Herren beobachteten und prüften mit Sicherheit und Genauigkeit die vorhandenen Objecte und ließen das Protokoll über ihren Befund aufnehmen. Es war das bald geschehen. Die rauchende Brandstätte und die blutigen Leichen boten wenig Anhaltepunkte für eine Untersuchung. Wenn nicht noch unter den Trümmern Hinweise auf den Thäter des Verbrechens begraben lagen, so war hier jedenfalls wenig Licht zu erwarten.

Die Leichen wurden, nachdem die Art und Zahl, die Breite und Tiefe ihrer tödtlichen Wunden genau zu Protokoll genommen war, vor das Leichenhaus gebracht, um dort bis zum Begräbniß zu ruhen. Die Untersuchung wandte sich nun der Umgebung des Schauplatzes der That zu. Garten, Feld und Wiese hinter dem Ringgute wurden auf das genaueste durchsucht.

Doch auch hier fand sich kein Anhaltepunkt, der darauf schließen ließ, ob und wo die Thäter von außen in das Gut gedrungen seien. An der stehengeblie-

benen Umfassungsmauer des Gutes sah man nirgends eine Spur von Uebersteigen, keine Blutspur, keine verdächtigen Fußtritte fanden sich vor. Es war die Möglichkeit vorhanden, daß die Thäter durch den Garten gekommen waren. Aber auch die Thür, welche aus dem Gute in den Garten führte, war sammt dem ganzen Häuschen, in welchem sich die Auszugswohnung des Ringgutes befand, niedergebrannt. Der Garten war mit einem lebendigen Zaune umgeben, in dessen Mittelpunkte sich ein Thürchen befand, welches in das Feld führte. Diese Thür, welche von innen mit einem eisernen Riegel verschlossen wurde, wurde offen gefunden. Der Riegel war zurückgeschoben. Man konnte freilich nicht wissen, ob diese Thür von den Thätern benutzt worden war, oder ob sie Jemand erst während des Brandes oder noch später geöffnet hatte. Da sie stets von innen verriegelt gehalten wurde und die Dorfleute wußten, daß der Bauer selbst allabendlich sämmtliche Thüren und ihre Verschlüsse auf das strengste untersuchte, so mußten die Thäter, wenn sie diese Thür benutzt hatten, sie vorher von innen geöffnet haben. Wenigstens einer von ihnen mußte also über die Hecke gestiegen sein, um dies zu thun. Oder war ihnen vielleicht die Thür von innen geöffnet worden?

Die Hecke wurde einer genauen Untersuchung unter-

worfen. Dieselbe war hoch und durch öfteres Verschneiden mauerdicht geworden. In Mannshöhe erhoben sich die alten, dicht verschlungenen Stämme, durch die kein Hase, viel weniger ein Mensch schlüpfen konnte. Oben aber waren in reicher Anzahl junge Triebe aufgeschossen, welche wie schlanke Federbüsche die Hecke ringsum krönten. So war es vollkommen unmöglich, dieselbe zu übersteigen, ohne in diesen jungen, helmgleichen Trieben eine Verwüstung anzurichten. Mit prüfendem Blicke schritten die Herren die Hecke außerhalb und innerhalb des Gartens entlang, allein keine Stelle zeigte die leiseste Spur des Uebersteigens. Keins der schlanken Zweiglein, die ihre hellgrünen Blätter wie Fähnchen vor dem Luftzug wehen ließen, war eingeknickt oder abgerissen. Nur an einer Stelle, die an den Nachbargarten grenzte, zeigten sich Spuren eines gewaltsamen Durchbruchs. Das war offenbar die Stelle, an welcher Fritz Fröse den Zaun überstiegen hatte. In des Nachbars Garten fanden sich auch Fußtritte, in welche Fritzens herbeigeholter Stiefel auf das genaueste paßte.

Noch einmal durchschritten die Männer prüfend die ganze Stätte, doch resultatlos. Es wurde keine werthvolle Entdeckung gemacht, kein Fußtapfen von einem Sprunge oder Niederfall, keine Blutspur gefunden.

Die Herren schickten sich an, die weitere Umgebung des verbrannten Gutes zu durchschreiten und Schritt vor Schritt den Boden nach außergewöhnlichen Erscheinungen zu untersuchen, als ein Dorfbewohner mit allen Zeichen des Schreckens daher gerannt kam. Er berichtete fast athemlos, daß er vom Flusse heraufkomme und daß sein Kahn gestohlen sei.

Der Gerichtsrath horchte hoch auf.

„Ein Kahn? Wo befand sich derselbe und wie ist er gestohlen worden?"

„Gott mag es wissen", lamentirte der Bauer. „Mein schöner Kahn! Es war der schönste und leichteste im ganzen Dorfe. Er lag im Flüßchen drüben mit einer Kette am Ufer angeschlossen. Die Kette ist noch da, sie ist losgesprengt, aber der Kahn ist fort."

„Und kann er sich nicht selbst losgerissen haben und mit dem Strom geschwommen sein, lieber Mann?"

„Bei dieser Windstille? Nein, Herr Richter, das ist nicht möglich. Sehen Sie selbst das Ende Kette an, wie es am Pfahl hängt, ob das zerreißen konnte. Beim größten Hochwasser hätte es ausgehalten. Jetzt sieht man genau die zersprengten Glieder."

Die Herren folgten dem Bauer zum Ufer des Flüßchens. Wie ein silbernes Band zog sich dasselbe durch

die Wiesen. Der Weg zum Ufer war über die Wiese festgetreten und trocken. Die Fußtritte ließen keine Spur auf demselben zurück. Das Gras auf der Wiese dagegen stand schön und üppig, allein auch hier entdeckten die aufmerksamen Beobachter keine verrätherischen Fußspuren. Da lag das Ufer. Die Strecke, an welcher die Kähne im Wasser lagen, war ebenfalls kurz niedergetreten, daß der Fuß keine Spur auf ihr zurückließ. Acht Kähne lagen dicht neben einander im Wasser. Am Ufer waren Pfähle mit Krampen eingerammt, an welchen sie mit Ketten festgeschlossen waren. Zwischen dem zweiten und dritten Kahn war ein leerer Platz. An dem Pfahle hing die Kette. Das Schloß war unverletzt, dagegen das letzte Glied der Kette, welches den Kahn festgehalten hatte, offenbar durch einen gewaltsamen Schlag zersprengt worden.

„Sehen Sie, meine Herren, hier ist mein Kahn herausgenommen", jammerte der Bauer und hob die zersprengte Kette vom Boden auf. „Gerade den meinigen hat der Halunke herausgefunden, als hätte er es gewußt, daß es der leichteste und flotteste von allen ist."

Der Richter und der Staatsanwalt besahen das Kettenende und den leeren Platz, der jedoch durchaus nichts Merkwürdiges aufwies, und der Schreiber notirte Alles für das Protokoll. Die Untersuchung der

verschiedenen Objecte hatte beinahe kein anderes Resultat als eine vielleicht durch Zufall offene Gartenthür und die Gewißheit von einem verschwundenen Kahn gegeben. Ueber diese beiden Thatsachen wurden die Dorfbewohner um Angabe selbst der geringsten Wahrnehmung vergeblich befragt. Keiner wußte etwas, weder von der offenen Thür oder deren Oeffnen, noch von dem Kahn und seinem Verschwinden.

Der Richter wollte nun, in Gegenwart des Staatsanwalts, die nöthigen persönlichen Vernehmungen vornehmen und versuchen, ob auf diesem Wege ein Resultat zu erzielen sei. Nach den mit dem Schulzen gepflogenen Besprechungen erschien die Vernehmung des kranken jungen Fröse, wenn dieselbe möglich war, der Lene und des Schäfers Martin geboten. Der alte Martin wartete schon lange auf den Augenblick seines Verhörs, das er dem ganzen Dorfe als folgenschweres Ereigniß angekündigt hatte. Er haßte den Jüngling, auf welchen er Beschuldigungen häufen wollte, weil derselbe einmal die unschuldige Ursache einer Verkürzung seiner Gunst beim Ringbauer geworden war. Daneben drängte den Greis aber auch die an das Kindische streifende Sucht, als wichtige Person zu erscheinen, seine Mittheilungen in eclatantester Weise und wie prophetische Offenbarungen an den Mann zu bringen.

Als die Herren in das Dorf zurückkehrten, stand Martin an der Spitze der Neugierigen mit blitzenden Augen und sprechender Geberde. Die Mütze hielt er mit beiden Händen vor sich, daß der Luftzug ungehindert mit seinen langen weißen Haaren spielen konnte. So zwinkerte er mit grünlichen Augen dem Dorfschulzen so verständnißvoll zu, hatte sich überhaupt so in lichtvolle Positur gebracht, daß selbst der Unbefangenste seinen Wunsch reden zu dürfen erkennen mußte. Der Staatsanwalt, welcher über die geringen Erfolge der seitherigen Erforschungen verstimmt erschien, streifte mit seinem Blicke die sich offenbar bemerklich machende Erscheinung des Alten.

„Das ist Schäfer Martin", sagte der Schulze dienst-eifrig, „der manche Aussagen in der Angelegenheit würde machen können."

Aber der Staatsanwalt, dem öfter dergleichen Erscheinungen, die meist mit nichts wichtig thun, begegnet sein mochten, bemerkte nur kurz:

„Nachher. Er kann nachher auch drankommen." Dann sich zu dem Gerichtsrathe wendend, fügte er hinzu: „Wir wollen doch erst den jungen Mann und das Mädchen vernehmen, Herr Rath."

Der ungeduldige Martin mußte also wieder warten. Allein er lächelte dazu ordentlich mitleidig, als ob er

ausdrücken wollte: „Nun, geht nur hin, Ihr Thoren, ich kann schon warten, wenn es Euch nicht pressirt, endlich etwas über die Sache zu erfahren.“

Doch die Herren achteten auf diese stumme Sprache nicht, sondern traten in das Bauerhaus, in welchem Fritz Fröse noch immer in dem nämlichen Zustande verweilte. Der Staatsanwalt trat an das Bett, auf welchem der Jüngling lag. Sein prüfender Blick ruhte eine Weile auf den bleichen Zügen, auf dem ganzen wirren, fast gebrochenen Wesen desselben. Fast hätte man glauben können, er schlummere, denn die Augenlider waren müde zugesunken. Der Staatsanwalt redete ihn endlich an:

„Ich bin der Staatsanwalt von Bohlen und bin gekommen, um den Ursachen und Thätern des an Ihren Aeltern und Geschwistern verübten scheußlichen Verbrechens nachzuforschen. Mein Begleiter, der Herr Justizrath, wird auch Sie über Alles, was Sie darüber wissen können, befragen. Sind Sie zum Antworten bereit?“

Fritz Fröse schlug die blauen Augen groß und voll zu dem Frager auf, sie glänzten wie treuherzige Vergißmeinnicht, über welche der klare Bach seine feuchtenden Wellen rieseln läßt; er bewegte die Lippen lebhaft, doch drang kein Ton über dieselben.

Dieser Anblick war ein unbeschreiblich rührender, mitleidweckender. Der strenge Wächter des Gesetzes fühlte ihm gegenüber ein menschliches Rühren.

„Wollen oder können Sie mir nicht antworten?" fragte er den Jüngling.

„Herr Staatsanwalt, Sie sehen ja das Unglück!" rief Lene, die noch am Bette auf den Knieen lag und jeden Athemzug des geliebten Jünglings bewachte. „Der Unglückliche kann nicht sprechen, er hat, seitdem er zum Leben erwachte, noch kein Wort hervorbringen können."

Fritz aber schüttelte lebhaft den Kopf, als wolle er so den Vorwurf, nicht antworten zu wollen, zurückweisen und machte zugleich mit der Hand an der Wand das Zeichen des Schreibens.

„Sie wollen schreiben?" sagte der Staatsanwalt. „Das ist brav; man wird Ihnen Papier und Bleistift geben und damit beantworten Sie die Fragen, welche der Herr Rath an Sie richten wird."

Es geschah so. Die Herren nahmen Platz, der Protokollführer saß bereit, um die Antworten niederzuschreiben. Der Rath begann zu fragen:

„Sind Sie Fritz Fröse, der jüngste Sohn des ermordeten Bauern Fröse vom Ringgute in Tenglin?"

Der Jüngling nickte lebhaft zustimmend.

„Wo befanden Sie sich in vergangener Nacht, als das Verbrechen an Ihren nächsten Verwandten begangen wurde?"

Der Jüngling schrieb und reichte das Blatt dem Staatsanwalte. Dieser las:

„Ich schlief im Auszugshäuschen unseres Gutes."

„Wie erfuhren Sie, was geschah?"

„Als ich erwachte, sah ich die Flamme aus unserer Scheune schlagen."

„Was thaten Sie bei diesem Anblick?"

„Ich lief hinunter in den Hof. Mit Schrecken sah ich, daß unser Gut auf allen Seiten in Flammen stand. Zwischen Wohnhaus und Scheune erblickte ich mehrere Menschen, die ich für meinen Vater mit den Brüdern hielt. Ich rief dieselben an und fragte, was geschehen sei. Da brüllte eine fremde Stimme: „Da ist noch einer!" und der Kerl rannte auf mich zu. Jetzt ahnte ich, daß es Verbrecher seien, und lief in das Auszugshaus zurück. Da hörte ich einen Schuß und gleich darauf noch einen, doch ich erreichte das Haus, stürzte in den Garten und schlug die Richtung nach dem Dorfe ein. Ich sprang über den Zaun, lief durch des Nachbars Garten und klopfte an das Fenster. Was weiter geschehen ist, weiß ich nicht; mir war, als stürbe ich,

und ich dachte in dem Augenblick, daß ich doch wohl geschossen sei."

Der Staatsanwalt las die Antwort vor, der Actuar nahm sie zu Protokoll.

„Wie viele Menschen sahen Sie an der Scheune stehen?" fragte der Richter.

„Ich weiß es nicht genau, ob drei, vier, fünf oder noch mehr, ich war so voll Entsetzen."

„Haben Sie keinen derselben erkannt, auch die Stimme dessen nicht, den Sie rufen hörten?"

„Nein, ich erkannte Niemand, auch die Stimme kannte ich nicht."

„Was wissen Sie noch über das Verbrechen oder die Verbrecher anzugeben?"

„Ich weiß nichts weiter, als was ich ausgesagt habe."

Der Rath stellte noch mehrere Fragen kreuz und quer, allein Fritz schüttelte nur den Kopf und wies das dargereichte Papier zurück. Er gab keine Antwort mehr.

Der Staatsanwalt sah ein, daß wenigstens augenblicklich weiteres Drängen und Fragen nutzlos sein würde; er winkte dem Rathe und erhob sich.

Der Dorfschulze schloß einen Schrank auf und zeigte den Herren die Kleider, in welchen Fritz Fröse gefunden worden war, und die Brieftasche mit Werth-

papieren, die in diesen Kleidern gesteckt hatte. Die Herren betrachteten prüfenden Blickes diese Gegenstände. Sie bildeten jedenfalls einen seltsamen und den Jüngling verdächtigenden Fund. Die Kleider waren neu und fein, offenbar die sogenannten Festkleider. Ihr vollständiges Vorhandensein ließ darauf schließen, daß sie nicht im Augenblick des Schreckens angelegt sein konnten. Denn wer sollte ein schwarzseidenes Halstuch erst sorgfältig falten und mit zierlicher Schleife versehen um den Hals schlingen, wie dasselbe bei Fritz gefunden worden war, wenn er die Flammen aus seines Vaters Hause schlagen sieht und nicht wissen kann, ob Aeltern und Geschwister schlafend von den Gluten überrascht wurden? Und dann das Geld, die Werthpapiere! Wie kamen Sie in des Jünglings Besitz? Und gerade in dieser Nacht? Dieser Fund war nur zu geeignet, Mißtrauen zu erregen, und nach kurzer heimlicher Besprechung mit dem Staatsanwalt wandte sich der Rath nochmals zu dem jungen Fröse. Er zeigte ihm die Kleider und beobachtete ihn dabei. Es entging ihm nicht, daß der Jüngling vor dieser plötzlichen neuen Wendung der Sache erschrak.

„Sind das Ihre Kleider? fragte der Gerichtsrath.

Der Jüngling ergriff Papier und Bleistift und schrieb: „Ja.“

„Wie kommt es, daß Sie in dieser Schreckensnacht gerade Ihre Festkleider anlegten?"

Er besann sich ein Weilchen, bevor er schrieb. Der Staatsanwalt las nachher:

„Zufällig. Ich muß im Schrecken sie zuerst ergriffen haben."

„Sie waren aber sehr sorgfältig angekleidet, hatten nicht nur frische Wäsche angelegt, sondern auch Ihr Halstuch so sorgsam geschlungen, als ob es einem Feste gälte?"

„Davon weiß ich nichts. Wenn es so war, so muß es gewohnheitsmäßig geschehen sein, ohne daß ich darüber nachdachte."

Die Antworten lauteten immer unbefriedigender und Staatsanwalt und Gerichtsrath wechselten bedeutungsvolle Blicke. Letzterer fragte weiter:

„Und welche Bewandniß hat es mit dieser Brieftasche?"

Alle lauschten athemlos. Der Staatsanwalt hielt dem Gefragten das Papier hin, allein er nahm es nicht. Wie schlafend lag er da. Der Inquirent wiederholte seine Frage.

„Wie kommen Sie zu dem Gelde und den Werthpapieren? Sind dieselben Ihr Eigenthum oder wie kommen dieselben in Ihre Kleider?"

Wieder schwieg der Gefragte eine Weile; endlich griff er nach dem Papier und schrieb:

„Die Brieftasche lag zufällig in meinem Zimmer und ich rettete sie, weil ich es hatte brennen sehen, in meiner Kleidertasche.“

„Sie bezeichnen vieles Seltsame als zufällig geschehen. Können Sie den Zufall nicht näher erklären, weshalb das Geld in der fraglichen Nacht sich in Ihrem Zimmer befand? Hatten Sie dasselbe in Verwahrung bekommen?“

Fritz wurde offenbar mit jeder neuen Frage mehr um die Antworten verlegen, sie erfolgten stets erst nach Pausen, in denen er vor sich hinstarrte. Endlich schrieb er:

„Nein. Mein Vater hatte am Nachmittage in meinem Zimmer geschrieben und gerechnet und diese Brieftasche mitzunehmen vergessen.“

„Und weshalb trugen Sie ihm dieselbe nicht nach, da er sie doch vermissen und suchen konnte?“

„Ich fand sie selbst erst, als ich schlafen gehen wollte. Da ließ ich sie liegen.“

„Schrieb Ihr Vater öfter in dem sogenannten Auszugsstübchen?“

„Zuweilen; er schrieb überhaupt nicht oft.“

„Und aus welchem Grunde wählte er denn gerade das kleine Stübchen in dem Hinterhäuschen?“

„Ich weiß es nicht. Es geschah auch nur selten. Vielleicht, weil er wußte, bei mir stets die Tinte frisch zu finden; er war da oben auch ungestört."

„Eine andere Erklärung können Sie nicht abgeben?"

„Nein. Ich weiß nichts weiter."

Die letzten Antworten über das Dasein des Geldes hatten weniger unwahrscheinlich geklungen als die über die Kleider und das sorgfältige Anlegen derselben, sie hatten das Mißtrauen der Inquirenten wieder etwas versöhnt. Der Staatsanwalt erklärte, daß sie in ein anderes Zimmer gehen und die weitern Verhöre vornehmen wollten. Der Lene wurde bedeutet, daß sie zuerst befragt werden solle.

„Ich?" rief das erschrockene Mädchen. „Ich weiß von nichts! Gar nichts!"

„Was Sie nicht wissen, können Sie nicht sagen, liebes Kind", bedeutete Sie der Staatsanwalt kühl." Sie haben nichts weiter zu thun, als unsere Fragen wahrheitsgetreu zu beantworten."

Lene erhob sich. Ihre Augen hingen angstvoll am Gesicht des jungen Fröse. Er gab ihr einen schnellen, verständnißvollen Augenwink, den sie ebenso schnell erwiderte. So folgte sie den vorangegangenen Herren.

Den Austausch der Blicke hatte nur einer bemerkt,

der diese Beiden nicht einen Augenblick lang aus den Augen gelassen hatte. Dieser eine war der Staatsanwalt.

Im großen Wohnzimmer des Bauers nahmen die Herren Platz. Der Staatsanwalt hatte dem Dorfschulzen Auftrag gegeben, daß er den jungen Fröse gut bewachen lasse. Der Schulze hatte den Gemeindediener mit demselben Auftrag versehen und wenige Minuten später wußte es im Dorfe die ganze neugierige Menge, in der sich eine seltsame Voreingenommenheit gegen den jungen Fröse kundgab. Das war der Fluch seines anders, als es im Bauernthum hergebracht war, gearteteten Wesens, der ihm vielleicht noch verhängnißvoll werden konnte. Unter den Dorfleuten war er bereits so gut als gerichtet, und wenn er einen Fluchtversuch gewagt hätte, er würde nicht nur den Gemeindediener, sondern die ganze Gemeinde als seine Wächter gefunden haben.

„Wie heißen Sie?" fragte der Rath die Lene.

„Lene Weniger", war die schüchterne Antwort.

„Haben Sie Aeltern?"

„Nein. Meine Mutter starb ganz kürzlich — die Boten-Lene."

Ihre Stimme brach und ein paar Thränen rollten auf ihr ärmliches Trauerkleid.

Unwillkürlich stimmte sich der Frageton des Inquirenten milder, denn das junge Mädchen machte trotz seiner Aermlichkeit nicht nur den Eindruck lieblicher Schönheit, sondern auch rührender Unschuld.

„Seit wann kennen Sie den jungen Fritz Fröse näher?"

„Seit dem Tage vor meiner guten Mutter Tode. O, das werde ich niemals vergessen."

„Und wie machten Sie seine Bekanntschaft? Aufrichtig, liebes Kind!"

„Im herrschaftlichen Walde war es, wo er mich vor dem harten Begegnen des Herrn Försters in Schutz nahm, der mich beim Holzlesen gefunden hatte."

„Sie stahlen also Holz?"

„Es war so kalt und die Mutter lag auf den Tod. Sie hatte seit Weihnachten nichts verdienen können, und wir waren so sehr arm! Die Mutter hungerte und fror — im Dorfe, wo ich bat, hatte man mich barsch abgewiesen — da ging ich in den Wald, um wenigstens ein bischen Holz zu suchen. Es ist freilich verboten, aber die Zweiglein, die der Wind gebrochen hat, verfaulen am Boden, und meiner armen Mutter konnten sie so wohlthun. Ich habe kein Aestchen abgebrochen, nur aufgelesen — da kam der Förster. Er nahm mir Holz und Korb und bedrohte mich.

Ich fiel dem strengen Mann zu Füßen und bat ihn, nicht zu zürnen, doch vergeblich — bis er kam und mit ihm redete. Er wollte die Strafe bezahlen, doch nun war der Förster freundlich geworden und ging. Fritz gebot mir, das Holz nach Hause zu tragen und dann mit dem Korbe in den Ring zu kommen. Dort bekam ich Holz geschenkt und die gute Bäuerin gab mir noch mehr, Brod, Eier, Fleisch für die kranke Mutter. Andern Tages kam Fritz selbst, um nach der Mutter zu sehen — o er ist so gut, so gut! Als er wiederkam, war die Mutter todt und er versprach mir, mich nicht zu verlassen Und seitdem kennen wir uns."

Die Erzählung ward so rührend einfach vorgetragen, daß sie selbst auf die Herren vom Gericht eine fast ergreifende Wirkung ansübte. Nur die starrköpfigen Bauern schauten mißbilligend darein, weil ihnen nur der eine Grundsatz galt, daß es sich für einen Bauersohn nicht schicke, so unter seinem Stand auch nur zu liebeln. Für eine edlere, reinere Regung hätten sie nun gar nicht einmal Verständniß gefunden.

„Sie sahen den jungen Fröse nach dem Tode Ihrer Mutter öfter?" fragte der Gerichtsrath weiter.

„Er besuchte mich täglich, meist abends, damit im Dorfe kein Gerede deswegen entstehen solle.

Und gab er Ihnen Versprechungen?"

Sie zögerte einen Augenblick mit der Antwort, ihre Wangen färbten sich.

„O ja, er versprach mir Mancherlei."

„Versprach er Ihnen wohl gar, Sie zu heirathen?"

„Er hat es versprochen — noch gestern."

„Sie sind aber arm?"

„Ja, das wußte er."

„Aus niedrigem Stande —"

„Ja. Auch das wußte er, denn ich selbst habe es ihm oft warnend gesagt."

„Weshalb warnend?"

„Seiner Aeltern wegen. Ich sah aus seiner Absicht nur Noth, Zerwürfniß und Jammer für uns beide entstehen."

„Und er?"

„Er glaubte es nicht. Er hoffte seiner Aeltern Einwilligung zu erlangen, wenn er seines Vaters Wünsche erfüllte, oder er wollte"

Sie brach ab, als hätte sie zuviel gesagt, schlug die Augen nieder und schwieg.

„Nun?" ermunterte sie der Inquirent. „Sprechen Sie zu Ende — was wollte er?"

„Oder er wollte sich auf eigene Füße stellen und mich gegen seines Vaters Willen zum Weibe nehmen."

„Und was sagten Sie dazu, zu diesem frevelnden Plane?"

Sie senkte vor dem harten Worte demüthig das Haupt.

„Ich habe ihn gebeten, beschworen, davon abzulassen. Allein er sagte mir, sein Glück und sein Leben hingen daran, und ich fühlte, daß es so sei. Da habe ich ihm feierlich vor Gott gelobt, sein zu bleiben und ihm zu folgen, wohin es auch wäre."

„Und fürchteten Sie nicht, schwere Sünde zu begehen?"

„Nein, das habe ich nicht befürchtet und fürchte ich auch nie. Unsere Liebe beschädigte Niemand. Mein Gewissen ist ruhig."

„Und was sagen Sie mit Ihrem ruhigen Gewissen, nun doch das furchtbare Verbrechen geschehen ist? Siebenfacher Mord!"

„Heiliger Gott, was soll unsere Liebe damit? Das hat sie, das haben wir nicht verschuldet. Gott wird die Verbrecher, die schrecklichen, zeichnen."

„Wann sahen Sie den jungen Fröse zum letzten Male?"

„Gestern gegen Abend."

„Und Sie fanden ihn nicht verändert gegen sonst?'

„Nein. Nicht daß mir etwas aufgefallen wäre."

„Können Sie irgend eine Aussage, eine Andeutung über das geschehene Verbrechen machen, die zur Entdeckung der Thäter beitragen könnte?"

„Ich? Ach nein. Es ist ja wie ein Sturm über Nacht gekommen, ungeahnt und ungesehen. Als ich in meinem Hüttchen das Lärmen hörte und den Fensterladen zurückschob, sah ich den Feuerschein und lief in das Dorf. Da war das Gut schon beinahe niedergebrannt und erst nachher fand man Fritz in dem Garten des Nachbars wie todt auf."

„Sie wissen also nichts weiter auszusagen?"

„Ich weiß nichts weiter. Nicht einmal eine Ahnung hätte ich."

Der Gerichtsrath wollte seine Befragung schließen, da sagte der Staatsanwalt: „Erlauben Sie mir noch eine Frage, Herr Rath!"

Der Rath verneigte sich und Herr von Bohlen wandte sich an Lene.

„Was bedeutete der Blick, den der junge Mann Ihnen zuwarf, bevor Sie ihn verließen?"

„Welcher Blick?" fragte das Mädchen sichtlich betroffen.

„Derselbe Blick, den Sie so schnell und ausdrucksvoll beantworteten. Was sagte Ihnen dieser Blick? Sprechen Sie aufrichtig, Kind, Sie sehen ja, ich weiß Alles."

„Der Blick hatte nichts Besonderes zu bedeuten, es war es war ein Abschiedsgruß.“

„Der Ihnen verbot, etwas, was Sie wissen, zu verrathen. Machen Sie sich durch Leugnen nicht selbst verdächtig. Was verbot Ihnen der Blick?“

Lene antwortete nicht und alle Bemühungen, eine weitere Antwort von ihr zu erpressen, waren vergeblich.

„Der Blick bedeutete nichts, er gehört nicht hierher.“

Eine andere Antwort gab sie nicht.

„Sie wollen nicht aufrichtig sein“, sagte der Staatsanwalt endlich voll Unwillen; „gut, wie Sie wollen. Gehen Sie denn, Sie werden Ihren Trotz bereuen.“

Lene ging mit niedergeschlagenem Blick, gedrückt wie eine Verbrecherin hinaus. Der Staatsanwalt sandte den Schulzen ab, um den alten Martin herbeizurufen.

„Was halten Sie von dem jungen Mädchen?“ fragte er den Gerichtsrath, als sie sich allein befanden.

„Sie scheint befangen zu sein, aber unverdächtig, ich glaube, was sie verbarg, war nur ein Geheimniß ihrer Liebe. Verdächtiger macht sich der junge Mann. Die Sache mit den Kleidungsstücken ist geradezu gravirend. Wäre es denkbar, daß dieser Jüngling Aeltern und Geschwister gemordet und mit der Brandfackel gewüthet haben könnte, so müßte man ihn wahrhaftig in Verdacht nehmen.“

„Ich hege bereits Verdacht und gegen beide. Die Sache mit dem Blick ist so wenig in Ordnung als die mit den Kleidern, und ich glaube, wir haben einen Fehler begangen, daß wir das Verhör des Burschen in ihrer Gegenwart vorgenommen haben. Nun, wir werden sehen. Da kommt unser Alter, der gern reden will."

Martin kam mit leuchtenden Blicken, die Mütze in der Hand. Eine lange, hagere Figur in dunklen Lederhosen, die eng an den Beinen lagen, in einer schwarzen Weste und offenstehenden kurzen blauen Jacke, aus deren innerer Seitentasche die Spitze und Troddel seiner kurzen Pfeife verlangend hervorlugte. In den Ohren große silberne Ringe und das glatte, frische Gesicht mit weißen Haaren umflossen, so stand er vor den Herren und machte seinen Kratzfuß.

„Wer seid Ihr, Alter?" fragte ihn der Rath.

„Martin, der alte Martin, Schäfer und Nachtwächter in Tenglin seit vierzig Jahren."

„Ihr habt Euch erboten, Martin, Angaben in Betreff des begangenen Verbrechens zu machen?"

„Ja, meine Herren, schwere, gewichtige Angaben, die den Thäter ohne Zweifel sofort entlarven werden, den Gott verdammen wolle!"

„So redet, Mann, aber redet wahrhaftig und aufrichtig, die reine Wahrheit. Kein Wort mehr und kei-

nes zu wenig, Niemand zu Lieb und gegen Niemand in Haß! Bedenkt wohl, daß es sich um ein furchtbares, scheußliches Verbrechen, um eine That ohnegleichen handelt, die schwere Sühne fordert!"

Der Rath kannte seine Leute. Er beurtheilte den Alten nicht unrichtig, daß er gern schwatzen möge und in der Sucht, Wichtiges zu entdecken, es vielleicht einmal nicht so genau nähme, selbst das Wichtige erst zu erfinden. Die ernste Mahnung verfehlte ihre Wirkung nicht. Martin sank etwas aus seiner Siegestrunkenheit zurück.

„Nun reden Sie", sagte der Rath.

„Der Fritz hat es gethan", sagte der Alte mit Entschiedenheit, „weiter Keiner. Er hat die Festschlafenden einzeln erschlagen und dann das Gut in Brand gesteckt. Ich habe dem Burschen nie etwas Gutes zugetraut, seit er aus dem Tollhause zurückkam. Denn daß er vordem auch seines Vetters Mühle angesteckt hat, daran zweifelt kein Mensch. Er ging auch stets so geduckt und gedrückt einher wie das böse Gewissen und konnte keinem Menschen in die Augen sehen. Daran erkannte ich ihn schon und habe oft genug die Leute gewarnt. Doch es wurde nicht darauf gehört, Der Bauer war reich und —"

„Genug, genug, alter Freund", unterbrach ihn der

Rath, solche subjective Anschauungen nützen einer Untersuchung nichts. Erzählen Sie Thatsachen, wenn Sie deren wissen, sonst enden Sie.“

„Gleich, gleich, Herr Rath, es gehört Alles dazu. Ich beobachtete ihn stets und so sah ich auch bald, daß er mit seinen Aeltern und Geschwistern in schrecklichem Zustande lebte. Niemals wurde zwischen ihnen ein freundliches Wort gewechselt, er haßte sie und sie haßten ihn wohl auch. Da lernte er das Mädchen, die Lene, kennen. Ich hatte es bald herausbekommen, aber ich sagte dem Bauer nichts davon. Denn anstatt Dank hätte ich Grobheiten ernten können. Ich sah ihn oft abends zu ihr schleichen und dachte immer, daß das nichts Gutes werden würde. Denn der Ringbauer, Gott habe ihn selig, besaß einen Bauernstolz wie kein Anderer meilenweit umher. Und es kam auch so. Eines Abends kehrte ich vom Felde heim und ging hinter den Gartenzäunen entlang. Als ich am Gärtchen der Lene vorbeikomme, da höre ich schwatzen drinnen und lauschen. Da kam es denn heraus. Er wollte sie heirathen, aber sie fürchteten beide den alten Bauer. Die Lene klagte und jammerte, daß er sie lieber lassen und keinen Unfrieden anstiften solle; aber er verschwor sich ihr hoch und theuer. Das Mädchen schrie immer: „Dein Vater ist zu stolz und Du wirst zu

reich. Ja wärest Du arm, wie ich!" Er aber sagte: „O wäre ich nur reich! Wäre ich meines Vaters ältester oder sein einziger Sohn, daß ich Dich als Bäuerin in den Ring führen könnte, um meine Wünsche für Dein Glück zu erfüllen." Und als sie nun von lästerlichen Wünschen sprach, da es doch seine Aeltern und Brüder wären, so schrie er: „Ach was sind sie mir alle gegen Dich! Du nur bist mein Glück, denn Du liebst mich. Im Ringe hat mich niemals Jemand geliebt, dort war ich immer ein Waisenkind wie Du.""

„Das Alles haben Sie wirklich und deutlich gehört, alter Mann?" fragte der Rath, von Minute zu Minute mehr interessirt.

„Wort für Wort," betheuerte Martin, „und so deutlich, wie ich hier zu Ihnen rede. Doch noch mehr. Er wollte mit seinem Vater reden, er hoffte denselben durch sein Vertrauen zu gewinnen. Dem Mädchen bangte. „Und wenn er Dich verflucht, anstatt segnet? Wenn Sie Dich beschimpfen, verstoßen?" Er schwur bei dem Himmel und allen Sternen, daß er es durchsetzen wolle, und ging fort, um sogleich mit seinem Vater zu reden. Gleich darauf hat es im Ring furchtbare Scenen gegeben. Der Bauer ist von des Burschen Zumuthungen fuchswild geworden. Die Leute

sind bei dem Skandal erschrocken zusammengelaufen. Der Bauer soll den Burschen verflucht und geprügelt haben, daß sein Stock in den Glasschrank geflogen ist und Scheiben und Geschirr zertrümmert' hat. Die Bäuerin ist dazwischen gesprungen und ist laut schreiend zusammengebrochen. Drauf schlich der Bursche andern Tages tückisch und trotzig umher, gerade wie vor acht Jahren, als der Müller ihn geprügelt hatte und demselben in der folgenden Nacht die Mühle wegbrannte, und in der Nacht darauf brannte es hier auch. Jetzt ist er seines todten Vaters einziger Sohn, — Geld und Werthpapiere hat er sich in die Tasche gesteckt und die Brandkasse für den Ring gibt auch wohl ein hübsches Sümmchen ab."

Der Alte schwieg. Die beiden Herren sahen sich überrascht an und dann den Schulzen, der die Mittheilungen Martin's, soweit sie äußere Thatsachen betrafen, bestätigen mußte. Die Herren fanden hier eine Fülle von Fäden, die zu Combinationen einluden, wie sie dieselben nicht erwartet hatten.

„Haben Sie noch etwas zu sagen?" fragte der Rath den Alten.

„Nichts weiter, alles Uebrige werden Sie anderswo erfahren müssen."

„Gut. Sie werden Ihre Aussagen jedenfalls in

der Hauptverhandlung wiederholen und beschwören müssen."

Martin machte seinen Kratzfuß und ging.

„Was sagen Sie jetzt?" fragte der Staatsanwalt den Criminalrath.

„Alles zusammengenommen darf man an der Schuld des Fröse kaum noch zweifeln. Es ist furchtbar, furchtbar! Ein Grad menschlicher Verdorbenheit, wie ihn die kühnste Phantasie kaum ausdenken könnte!"

„Auch ich bin erschüttert wie fast noch nie. Die eigenen Aeltern und Geschwister! Ein solches Wüthen gegen das eigene Blut! Doch wir sind hier fertig und müssen eilen, um vor Nacht nach Hause zu kommen."

Sie gaben dem Dorfschulzen noch Anweisung, den Fröse auf das strengste zu bewachen, bis er von Dienern des Criminalamtes in das Gefängniß abgeholt werden würde, und verlangten ihren Wagen.

„Was wird dem neuen Stande der Dinge gegenüber jetzt aus unserer Gartenthür und dem verschwundenen Kahn?" fragte der Staatsanwalt lächelnd seinen Begleiter.

„Beides können Zufälligkeiten sein vielleicht aber auch nicht. Wäre es etwa das erste Mal, daß ein Verbrecher falsche Spuren eröffnete, um von der richtigen abzulenken? Wie in der ganzen Gegend muß auch auf den Flüssen nach verdächtigen Wahrnehmungen ge-

forscht werden vielleicht erhalten wir dabei Nachricht über den Verbleib des Kahns."

Der Wagen fuhr vor die Herren stiegen ein.

„Beachten Sie meine Ordre", sagte der Rath nochmals leise zum Schulzen, „denn ich fürchte, wir haben es mit einem ebenso verschlagenen als tückischen Verbrecher zu thun. Jetzt glaube ich auch, daß er das Stummsein nur simulirte, um weniger scharf in Vernehmung zu kommen."

Der Wagen fuhr zum Dorfe hinaus. In demselben Augenblicke jagte ein anderer von der andern Seite in das Dorf und hielt vor den Trümmern des Rings. Ein Mädchen sprang wehklagend herab und wurde sogleich von Neugierigen umringt. Es war Dörte mit dem Butterwagen, die aus der Stadt zurückkam. Schon an der Fähre hatte sie das Unglück erfahren und war mehr todt als lebendig den Rest des Weges dahergejagt. Sie hatte noch immer an der schrecklichen Wahrheit gezweifelt, bis sie nun Alles bestätigt fand. Geschäftig erzählte man ihr von allen Seiten von den Ereignissen bis zu den Verhören. Der alte Martin kam triumphirend herbei und rief:

„Ich habe den Herren erst ein Licht aufgesteckt! Ich sagte es ja voraus, daß ich mehr von der Sache wisse als alle. Nun ich gesprochen habe, zweifelt Nie-

mand mehr daran, daß Fritz der Mörder und Brandstifter ist, und er kommt sicher ins Criminalgefängniß."

„Wer?" rief Dörte und wurde vor Entsetzen bleich. „Der junge Herr ein Mörder? Das ist die schändlichste Lüge, die erfunden wurde, seitdem die Sonne droben leuchtet!"

Siebentes Kapitel.

So kühlfühlend und gemüthleer der Bauernschlag des Landstrichs, in welchem Tenglin liegt, auch ist, durch das gräßliche Verbrechen, welches gleichsam sie alle bedrohend über sie alle seine Krallen ausgestreckt hatte, war derselbe aus der gewohnten Ruhe emporgerissen worden. Die Furcht um die eigene Sicherheit wurde die Belebungskraft, welche in den Leuten Theilnahme für die Andern erweckte, die sich vor allen Dingen auf Entdeckung des schändlichen Thäters richtete. Wie eine emporgeschreckte Heerde, aus welcher der Wolf mit nie erlebter Frechheit ein edles Stück geraubt hatte, wie eine Karavane, über deren Häupter der Samum glühend, vernichtend hingeweht, irrten die Menschen verschüchtert umher und drängten sich furchtsam an einander.

Am zweiten Tage fand das Begräbniß der sieben Ermordeten statt. Trotz der dringenden Feldarbeit waren nicht nur die Tengliner, sondern Hunderte aus der Umgegend gekommen, um diese Feierlichkeit mit anzusehen. Da schwankten die sieben schwarzen Särge durch das Dorf und schwarzvergitterte Thor des Kirchhofs. Neben der umfangreichen Grube, welche bestimmt war, sie zu umschließen, wurden sie niedergesetzt. Diese schwarzen Breterhüllen umschlossen die Ueberreste von fast einer ganzen blühenden Familie und der einzig Ueberlebende derselben — o, es war entsetzlich, es nur auszudenken! Tieferschütternder Anblick! Die Männer standen schweigend, ernst um die Särge, die Weiber heulten und riefen Wehe über den ruchlosen Thäter. Da trat der Prediger des Dorfes an die Särge. Ein trauererfülltes Gemüth sprach aus seinen bleichen Zügen, denn er hatte ja mit blutendem Herzen das Schreckliche in seiner Gemeinde miterlebt und mußte gar fürchten, daß ein Mitglied derselben, der eigene Sohn und Bruder der Ermordeten, der verruchte Thäter sei! Das beugte ihn danieder, das erschütterte ihn so tief, als er an die Särge trat, um die Pflicht seines geistlichen Amtes zu erfüllen. Er begann die Leichenrede. Sie war vom wärmsten Gefühle durchlebt, denn einem solchen Ereignisse gegen-

über bedurfte es nicht des Suchens nach Gedanken. Er gerieth in immer höhere Bewegung. Mit feuriger Zunge schilderte er die Ruchlosigkeit der That und schloß mit der festen Hoffnung, daß nicht nur Gottes Gericht, sondern bereits die Hand der weltlichen Gerechtigkeit den Thäter treffen und strafen würde. Unwillkürlich vielleicht, aber deshalb nicht minder zündend, hatte der Pastor auf Fritz als den Thäter hingewiesen. Er hatte den Namen nicht genannt, keinen directen Hinweis darauf gegeben, aber die Zuhörer fühlten es heraus, daß auch er an ihn, den Schwerverdächtigen, dachte, und dieser Gedanke theilte sich den gesammten Zuhörern mit. Er hatte sich ihnen gleichsam in feierlicher Stunde eingeimpft. Als die Leidtragenden den Kirchhof verließen, beherrschte alle nur eine Stimme, ein Gedanke, und wenn Volkesstimme in Wahrheit Gottesstimme ist, so blieb an der Thäterschaft des jungen Fröse nicht mehr zu zweifeln.

Die Begräbnißfeierlichkeit war kaum beendet, da geschahen zwei neue Ereignisse, welche nur geeignet waren, die schon erregte Stimmung noch zu vermehren. Es war, sobald dieses anging, mit der Wegräumung des Brandschuttes vom Ringhofe der Anfang gemacht worden. Mit dem Wohnhause ward begonnen. Die Arbeiter, welche zum Begräbniß gegangen waren, kehr=

ten nach demselben sofort zur Arbeit zurück. Nicht lange dauerte es, so wogten die Menschenmassen umher, besonders die Fremden, welche neugierig die Brandstätte umschwärmten. Da wurde unter einem Haufen zusammengebrochener Balken ein Beil gefunden. Man sah in ihm unzweifelhaft das Mordinstrument. Der hölzerne Stiel war zwar halb verkohlt, doch noch gut erkennbar und das scharfe Eisen völlig unverletzt. Wie furchtbare Wahrzeichen klebten an der ganzen breiten Eisenscheide Blutspuren und Spritzer von Gehirn. Das Mordinstrument bot einen schrecklichen Anblick. Scheu und furchtsam drängten sich die Menschen um dasselbe. Der Dorfschulze war herbeigerufen worden und nahm das Beil in Verwahrung. Er betrachtete dasselbe mit prüfenden Blicken. Plötzlich erschrak er. Er blickte schärfer auf die eine Stelle und schob mit dem Zipfel seines Rockes die blutige Hülle etwas hinweg. Er hatte da ein Zeichen bemerkt, welches ihn zittern machte. Als ob er von einem Trugbilde getäuscht wäre, hielt er das Beil seinem Nachbar hin und fragte auf die Stelle deutend:

„Was ist dieses Nachbar?"

„Ein Zeichen im Eisen", antwortete dieser, „es ist ein deutliches F."

„Ihr habt Recht, Nachbar", sagte der Schulze, es

ist ein F, dasselbe F, welches der Ringbauer vom Schmiede in jedes seiner Werkzeuge schlagen ließ. Es bleibt kein Zweifel, das Beil, mit welchem der Mord verübt worden ist, gehörte in den Ring! Wo ist der Nachbar Schmied, daß er selbst seine Arbeit recognoscire?"

Der Schmied wurde herbeigeholt. Er prüfte das Beil. Mit Bestimmtheit erklärte er es für ein Beil, welches er für den Bauer Fröse angefertigt und mit dessen Namenszeichen versehen habe. Die Menge stand starr und wie athemlos um die berathenden und prüfenden Männer der Dorfbehörde.

„Wir müssen erst zu erforschen suchen, wo sich im Ringhofe dieses Beil zu befinden pflegte", sagte der Schulze weiter, „und dazu müssen wir die Dörte befragen, die das wissen wird."

Dörte, die wie durch ein Wunder dem Verderben entronnene Magd vom Ringgute, welche während der Katastrophe sich in der Stadt zum Markte befunden hatte, lebte augenblicklich in dem benachbarten Bauergute, in demselben, wo auch Fritz Fröse auf das strengste bewacht wurde. Dörte hatte sich erboten, dem jungen Herrn die nöthigen Dienstleistungen zu thun, und es war ihr das unter Aufsicht der mißtrauischen Dorfwachen gestattet worden. Das arme Mädchen war von dem Unglücke nicht nur, sondern auch durch die

Anschuldigungen, welche auf den von ihr still geliebten Sohn der Herrschaft gehäuft wurden, wie niedergeschmettert. Gern hätte sie den jungen Mann getröstet und ihm Theilnahme bezeugt, der sich allmälig erholte und langsam die Sprache wiedergewann; allein das war ihr streng untersagt worden. Nur unter der ausdrücklichen Bedingung vollkommenen Schweigens ward ihr der Aufenthalt um den des Verbrechens verdächtigen Jüngling gestattet. So weinte sie nur still in sich hinein und tröstete den Armen mit ihren Blicken. Mit einem Male fühlte sie sich ihm, dem jungen Bauer, den sie sonst nur mit scheuer Sorge heimlich zu beobachten gewagt hatte, gleichgestellt durch die Hand des prüfenden Schicksals. Aber die Wächter waren so hart und unerbittlich streng! Je seltener ihnen eine Aufgabe wie die heutige wurde, um so wichtiger thaten sie sich damit und waren im Erfüllen derselben mehr als scrupulös.

Das arme Mädchen erschrak und zitterte, als sie vor den Schulzen gerufen wurde.

„Dörte", sagte der Schulze, „Du bist ein rechtschaffenes und unbescholtenes Mädchen, Du brauchst nicht zu zittern. Antworte ruhig und wahrhaftig. Kennst Du dieses Beil?"

Dörte wollte das Beil in die Hand nehmen;

da sah sie die grausigen Flecken von Blut und Gehirn an demselben, schrie laut auf: „Herr Jesus!“ und fuhr schaudernd zurück, wie vor einem Gespenst.

„Fasse Dich und sei beherzt“, mahnte der Schulze, „sieh das Beil nur ordentlich an.“

Dörte gehorchte. Sie reckte den Hals aus, um nicht zu nahe kommen zu müssen und besah das Beil, das ihr der Schulze von allen Seiten wies.

„Freilich kenne ich das Beil“, erklärte sie bestimmt, „es gehört auf den Ring und ist unser Holzbeil.“

„Erkennst Du es genau, Dörte? Es kommt etwas darauf an“, sagte der Schulze ernst.

„Ich erkenne es genau; es ist dasselbe Beil, mit dem ich so oft das Küchenholz gehackt habe. Es ist derselbe Stiel, dieselbe Klinge, die der Bauer erst vor wenigen Tagen scharf gemacht hat. Man sieht es ja noch.“

„Gut, Dörte. Und weißt Du, wo dieses Beil sich an dem Tage, welcher dem Verbrechen vorherging, befunden hat?“

„Ebenda, wo es sich stets befand, in der Schlüpfe zwischen unserm Pferdestalle und dem Ring. Da stand es, solange ich im Ringe gedient habe, neben dem Hackeklotz und der Schleifstein gleich daneben. Sie müssen ja den Platz selbst gekannt haben, den ein hölzernes Wetterdach vor Regen schützte.“

„Und bist Du gewiß, daß das Beil sich an jenem Tage wirklich an seinem gewohnten Platz befunden hat?"

„So gewiß, als ich selbst, kurz bevor ich fortfuhr, für die Bäuerin Holz damit gehackt habe."

„Nun", sagte der Schulze mit feierlich ernstem Tone, „dann bleibt uns kaum noch ein Zweifel, daß der Frevler im Ringgute selbst gut Bescheid gewußt hat. Einer aus unserem Dorfe, vielleicht aus dem Gute selbst muß es gewesen sein, der das Mordinstrument in seinem Versteck zu finden wußte."

Die Menge brüllte wild durcheinander. Wenn des phlegmatischen Nordländers Wuth gereizt wird, so bricht sie furchtbar, orkangleich los. Rauhe Kehlen riefen Fritz Fröse's Namen mit lauten, schlimmen Drohungen. Der Schulze wollte vergeblich zur Ruhe mahnen. „Schlagt die Canaille todt! Zerreißt den Hund in Stücke! Hackt ihn mit seinem Mordbeil zu Brei!" tönte es wild durcheinander. So drängte die erregte Masse dem Hause zu, welches augenblicklich des jungen Mannes Gefängniß bildete. Kreischend vor den wilden Männern flohen die Frauen zur Seite. Wie ein Vogel flog die geängstigte Dörte dem Haufen voraus in das Bauerhaus und verriegelte die Thür. Doch die Menge drohte wilder, und wer kann wissen, welche neue Greuelthat in dem Orte der Schrecken ge-

schehen wäre, wenn nicht im nämlichen Augenblicke ein fremder Wagen in das Dorf gefahren wäre. Derselbe brachte Beamte vom Criminalgericht, welche Fritz Fröse in Haft nehmen und mit sich hinwegführen sollten. Wilde Flüche und Verwünschungen folgten dem unglücklichen jungen Manne, der bleich und thränenlos, das Auge fast erloschen, verständnißlos über die Menge irrend, von Wächtern umgeben aus der Thür trat. Seine Hände waren gefesselt. Er wußte offenbar nicht, was er that und sollte, und wurde willenlos in den Wagen geschoben. Er hörte und verstand auch wohl die Verwünschungen nicht, unter denen der Wagen zum Dorfe hinausrollte.

Dörte allein verwünschte den Unglücklichen nicht — sie weinte. Weinend rannte sie auf dem Wege hinter dem Dorfe in Lene's Hütte. Dort wußte sie, daß sie eine verwandte Seele finden würde. Die gemeinschaftliche Liebe zu dem unglücklichen Jünglinge, die sie in guten Tagen wahrscheinlich zu Todfeindinnen gemacht haben würde, war in dieser schlimmen Zeit zum Band der Freundschaft für sie geworden. Sie kannten sich nicht weiter; daß die Andere ihn auch liebte, auch um ihn trauerte und weinte, war diesen Naturkindern genug. Schluchzend erzählte Dörte der angstvoll lauschenden Lene das Geschehene.

„Alles, Alles deuten sie gegen ihn — sie hassen ihn einmal!" klagte Lene, als sie die Geschichte von dem Beil vernahm. Nur zögernd, ängstlich, mit dem richtigen Instinkt der mitfühlenden Seele, die ungern Schmerz bereitet, erzählte Dörte die Abführung des Jünglings in das Criminalgefängniß. Da aber brach Lene in lauten, verzweiflungsvollen Jammer aus.

„Er ist verloren!" schrie sie, „er ist verloren! Wen sie einmal dort haben, dem setzen sie so lange zu, bis sie ihm an den Hals können. Das hat meine Mutter oft erzählt. Sie hatte es gelesen. Dort haben sie die Schrecken der Hölle, mit denen sie die Menschen so lange martern, bis sie zu Allem ja gesagt haben, und das ist dann criminal.

Dörte hörte mit Schrecken zu. Sie hatte ja keinen Grund, das nicht zu glauben, was Lene's Mutter gelesen hatte. Ueberdies sind gerade die einfachsten Naturen am leichtesten bereitwillig, Schreckliches und Schauerliches, vor dem ihre Seele erbebt, zu glauben. Die beiden Mädchen weinten miteinander. Nachdem sie sich ausgeweint hatten, fragten sie sich, was zu thun sei. Verlassen durften sie den jungen Herrn nicht und helfen mußten sie auch, so viel stand fest. Die Liebe gab den beiden Mädchen Heldenmuth. Ueber das Wie? sannen sie zwar lange nach, kamen endlich aber auch

damit in das Reine. So klug rechneten sie übrigens dabei, daß nicht Lene, sondern Dörte vorläufig etwas für den Gefangenen wagen müsse.

Am andern Morgen verkündeten kaum die ersten rosigen Streifen im Osten den nahenden Sonnenaufgang, die Schatten der Nacht wichen noch langsam, zögernd, und selbst die Vögel erwachten erst allmälig und fragten aus einem Neste zum andern, ob der Nachbar schon erwacht sei. Da wurde Lene's Hütte geöffnet und Dörte trat leicht geschürzt aus derselben. Sie sah muthig, entschlossen, hoffnungsfreudig aus, Lene dagegen bleich und überwacht.

„Hab' guten Muth", sagte Dörte, zupfte ihr Kopftuch zurecht und nahm das Handkörbchen mit etwas Lebensmitteln aus Lene's Hand, „ich werde meine Sache schon machen. So dumm wie unsere Leute werden sie in der Stadt schon nicht sein."

„Der Himmel geleite Dich, Dörte. Und verzage nur nicht, wenn es darauf ankommt!" bat Lene. Dörte nickte ihr beruhigend zu und schritt frisch darauf los.

Lene ging in ihr Stübchen zurück und setzte sich sogleich zur Arbeit. Sie hatte für eine reiche Bäuerin im Dorfe Hemden zur Ausstattung für deren Sohn zu nähen. Dabei fand sie schon seit ein paar Wochen

wenn auch spärlichen, doch regelmaßigen Verdienst und konnte denselben bis zum Winter hin finden, wo die Hochzeit sein sollte. Denn die Bäuerin hatte Vieles zu nähen und zerschnitt mit stolzer Mutterfreude eines der selbstgefertigten Leinwandstücke nach dem andern. Durch die letzten aufgeregten Tage war Lene mit ihrer Arbeit etwas im Rückstand geblieben und beeilte sich jetzt, die verlorene Zeit wieder einzubringen. Ihre Angst und Sorge, welche die bange Seele durchzitterte, beflügelte ihre Finger bei der Arbeit, und es war noch nicht Mittag, da konnte sie der Bäuerin die fertigen Hemden hintragen, um neue Arbeit zu holen. Aber die stets so freundliche Frau, welche sonst immer ihre feine Arbeit gelobt und sie niemals ohne eine kleine Extragabe hatte weggehen lassen, empfing sie heute unfreundlich und hart. Keinen Blick hatte sie für die feingenähten Hemden. Sie warf dieselben hin und zählte, ohne ein Wort zu sagen, die paar Groschen Arbeitslohn auf den Tisch. Lene zitterte und weinte beinahe. So hatte sie die freundliche Frau noch nie gesehen. Hatte dieselbe Aerger gehabt oder war sie mit ihrer Arbeit unzufrieden? Unter Zagen bat sie endlich um neue Arbeit. Aber da blickte die Bäuerin sie an, groß, verächtlich und sagte hart:

„Ich mag mit verdächtigen Personen nichts zu thun

haben. Gehe Sie hin und komme Sie niemals wieder. Man wird die Dirne des Mörders bald genug ins Criminal nachholen."

Lene schrie auf. Es war wie in Wuth, als hätte sie die Bäuerin packen und erwürgen müssen, doch nur einen Augenblick. Dann stach es sie in das Herz, daß ihr der Athem verging und die Thränen aus den Augen brachen. Mit einem Stöhnen, als ob sie sterbe, sank sie in die Kniee und wußte nichts mehr von sich.

Es gibt nichts Hartherzigeres und Mitleidloseres als den Bauer in seinem Vorurtheil. Je rechtlicher sein Sinn ist, um so härter zeigt er sich schon gegen den Verdächtigen und selbst der offenste Jammer erweicht ihn nicht. Die Bäuerin rief einen Knecht und ließ das Mädchen vor das Haus auf die Steinbank setzen. Aus dem Hause mußte sie. Hier erholte sich Lene zum furchtbaren Bewußtsein, zum entsetzlichen Empfinden. Von hier schlich sie in ihre Hütte zurück. Mißtrauisch betrachtete sie die Leute, welche ihr begegneten. Zorn und Verachtung sprach aus jedem Blicke, kein Mensch erwiderte ihren schüchternen Gruß; wie eine Verbrecherin, verurtheilt und mit Ketten erdrückend belastet, schleppte sie sich fort. Die Weiber waren die schlimmsten. Einige schimpften sie mit gräßlichen Ausdrücken, andere spieen vor ihr aus. Sie

wagte sich nicht mehr aus ihrem Hüttchen. Wenn Dörte nicht gute Nachricht mitbrachte, die auch sie mit rechtfertigte, was sollte da aus ihr werden? So leben? Sie schauderte. Mit wahrer Inbrunst dachte sie an ihre gute Mutter. Die würde sie nicht verkannt und verachtet haben, die würde sie immer lieben. Ihre Mutter lag nun still und friedlich im kühlen Erdenschoß, sie konnte Niemand mehr verdächtigen und kränken. Wie schön mußte es sein, wo sie war, wie beglückend, an ihrer Seite zu schlummern! Sie hatte in einsamen Stunden oft daran gedacht, aber sich so zu ihr in die verschwiegene Gruft hinabgesehnt wie jetzt noch niemals.

Dörte war unterdeß vor dem jungen Morgen hergeschritten. Hinter ihr kam die Sonne mit Riesenschritten am Himmel herauf und brannte auf ihr buntes Kopftuch. Als sie endlich die Stadt vor sich liegen sah, in welche man Fritz Fröse gebracht hatte, da hatte sie die Sonne längst überholt und stand mit glühenden Strahlen über ihr. Dörte kannte die Stadt bereits. Auch sie lag im Sonnenglanze freundlich, ordentlich lachend da. Nur dem hohen grauen Gebäude rechts von der Kirche, auf welchem aber auch ein Kreuz stand, wie auf dieser, vermochte die Sonne kein Lächeln abzugewinnen. Wenn ihre Strahlen sich um die schwar-

zen Eisenstangen schlangen, mit denen die Fenster vergittert waren, und sich dann hinter denselben an trüben, verstaubten Glasscheiben brachen, so machte das einen schauerlichen Eindruck. Dörte schauderte vor diesem Gebäude, und als sie es so beachtete und das Spiel der Sonnenstrahlen an den Eisengittern, da war ihr, als ob das die Hölle sein müsse. Wer in derselben schmachtete, dem drohten nur Martern und Qualen. Alles Frohe und Lebendige flöhe und selbst die Sonnenstrahlen leuchteten und wärmten darinnen nicht, sondern kehrten um, wenn sie nur durch die Fenstergläser flüchtig hineingeguckt hätten in den Ort der Schrecken. So dachte Dörte auf ihrem Wege und schauderte, daß sie innerlich fror, trotzdem die Sonne wie im Juli auf ihren Scheitel brannte. In dieser Hölle saß er, aus dieser Hölle wollte sie ihn befreien. Warum sie nur ein Kreuz auf das Criminalgefängniß gesetzt haben mochten? Das Kreuz auf die Hölle! — Dörte war nicht aus diesem Lande gebürtig. Sie war aus Osten über den großen Strom nach Tenglin gekommen, deshalb hatte sie auch mit dem Marktwagen hinüberfahren müssen. Sie war dort einmal bekannt. Dort drüben war alles Volk katholisch. Dörte selbst war auch Katholikin. Wenn sie ein Kreuz auf einer Kirche errichtet sah, wie sie in ihrer Heimat häufig an den Wegen

standen, so verrichtete sie ein stilles Gebet. Eine schöne, fromme Sitte, wenn sie einfach, ohne mystisches Beiwerk geübt wird. Das Kreuz, das Denkmal des idealsten aller Märtyrer hoher Ueberzeugung, muß jeden Christen andächtig, dankbar stimmen. Es ist das Siegeszeichen der Menschenliebe. — So weit dachte Dörte allerdings nicht. Sie betete vor dem Kreuze nach gläubigen Herkommen, und so dachte sie endlich, daß das Kreuz auf dem Gefängniß wohl auch eine Bitte an fromme Menschen sein möge, für die Sünder und Verdammten, die unter ihm wohnten, ein kurzes Gebet zu sprechen. Dörte betete auch. Ob für alle, die da schmachteten? Sie wollte es, sie beschloß es so, aber ihre Seele dachte, fühlte, flehte nur für einen.

In der Stadt ging Dörte stracks in das Gerichtsgebäude hinein. So sehr sie sich vor demselben fürchtete, sie faßte allen Muth zusammen und schritt durch die hohe steinerne Vorhalle, in der jeder Schritt hohl wiedertönte. So kam sie in die Botenstube, in der eine Menge Gerichtsdiener vorkommender Befehle harrten. Dörte ging auf einen ältern Mann unter denselben zu und fragte ihn, wo sie den „Obersten vom Criminalgerichte“ fände. Der Mann lachte.

„Den Obersten vom Criminalgerichte? Sie meinen wohl den Herrn Gerichtsdirector, mein Kind?“

„Ja, ja,“ sagte sie verlegen, „wenn er der Oberste ist, so sagen Sie mir, wo ich ihn finden kann.“

„Aber das geht nicht so gleich, mein Kind. Zum Herrn Gerichtsdirector darf man nicht ohne weiteres gehen. Was wollen Sie denn von ihm?“

„Ich muß ihn sprechen, muß ihm etwas sagen, entdecken. Ach, sagen Sie mir nur, wo ich ihn finde, dann wird er mich schon hören.“

Der Diener schüttelte den Kopf. Die Sache däuchte ihm merkwürdig.

„Wo kommen Sie denn her?“ fragte er endlich.

„Aus Tenglin bin ich hergekommen.“

„Aus Tenglin“, sagte der Diener und wandte sich fragend zu seinen Collegen: „Brachten sie nicht gestern den Mörder aus Tenglin?“ Auf das Bejahen derselben erklärte sich der Diener bereit, das Mädchen beim Gerichtsdirector zu melden, und brachte die Antwort zurück, daß sie eintreten solle.

Der Director des Criminalgerichts war ein leutseliger alter Herr mit lieben Augen und grauen Locken. Dörte hatte sich so sehr gefürchtet und begriff gar nicht, wie der Oberste solcher Hölle so lieb und freundlich aussehen könne. Zu ihm faßte sie schnell Vertrauen und sprach frei von der Leber weg. Mit warmen Farben redete sie für Fritz Fröse. Sie schil-

derte ihn, wie sie ihn kannte, so gut, so fromm, so zart und schüchtern, und wie lieb er die Lene gehabt, die er habe zu seinem Weibe machen wollen. Und nach athemloser Erschöpfung ihrer Gründe, wie sie einem liebenden Frauenherzen zum Reinigungsbeweise vollkommen genügen, kam sie zu dem Schlusse, daß Fritz Fröse deshalb unschuldig sein müsse an der schrecklichen That und bat den Herrn Director, ihn frei zu lassen, daß er mit ihr gerechtfertigt nach Tenglin zurückkehre.

Der Director hatte sie geduldig bis zu Ende gehört. Dem strengen Mann, welcher das Schwert der Themis führte, war es nicht möglich, den warmen Erguß eines offenbar liebenden Herzens zu stören. Hätte er ihn doch hören dürfen als Richter! Sein Gefühl war tieftraurig geworden und voll innigen Mitleids sah er das junge Mädchen an.

„Armes Kind", sagte er, „Sie lieben den Angeklagten und da sind Ihnen die Gründe Ihres guten, vertrauenden Herzens genügend, um ihn für ganz unschuldig und rein zu halten, wie Sie ihn lieben und wie Sie ihn finden möchten! Leider darf die strenge Gerechtigkeit nicht so urtheilen, darf sich nicht täuschen lassen wie ein Herz, wie auch das Ihrige sich täuscht. Wie gern erfüllte ich Ihren Wunsch! Und

doch muß ich gerade das Gegentheil thun. Der Angeklagte ist verhört worden. Er leugnet Alles und bewegt sich in Widersprüchen. Ich habe die Acten und Protokolle über ihn gelesen und kann Ihnen, armes Kind, nur rathen, Ihr Herz von einem Unwürdigen loszureißen. Denn leider waltet ja kaum noch ein Zweifel über seine Unthat ob, und furchtbar wie sein Verbrechen wird seine Strafe ausfallen."

„Herr Gerichtsdirector, bei Gott und allen Heiligen, er ist unschuldig — ich beschwöre seine Unschuld — keinen Wurm vermag er zu tödten — er ist kein Mörder!"

Der Criminalist war jetzt strenger, sehr ernst geworden.

„Liebes Mädchen", sagte er in bestimmtem Tone, „hier entscheiden keine leeren Worte aus gutem Herzen, wo sich stündlich die schwersten Indicien häufen. Alles spricht gegen den Angeklagten, er selbst widerspricht sich und kein Entlastungsmoment ist seither aufgefunden. Selbst des Volkes Stimme erhebt sich im einmüthigen, furchtbar anklagenden Rufe gegen ihn. Wie seine Sache jetzt steht, wo jedoch noch nichts entschieden ist, muß ich ihn für den Thäter halten."

„Gerechter Gott! Und was, o nur das eine Wort noch, was wird des Unglücklichen Schicksal sein?"

„Wenn er schuldig befunden wird, so verhängt das Gesetz den Tod über seine That.“

Dörte wollte reden, ihn unterbrechen, sie vermochte es nicht mehr. Sie schluchzte laut und fiel dem Richter zu Füßen. „Gnade! Gnade!“ unterschied man mit Mühe aus ihrem Jammer.

Der Gerichtsdirector war erschüttert. Doch es ist Pflicht seines schweren Amtes, die gegenüber menschlichem Jammer erwachende Stimme der Menschlichkeit, des Mitleids vor seiner Ueberzeugung als Richter zurückzudrängen. So schwer, wie dem Jammer dieser gequälten Liebe gegenüber, war es ihm fast noch niemals geworden, Wage und Schwert in hocherhabener Rechten festzuhalten.

„Stehen Sie auf, Kind“, sagte er. „Mein Amt ist, die Gerechtigkeit nach der Strenge des Gesetzes zu üben, die Gnade ist das Recht der Fürsten. Der König allein kann Gnade sprechen, nachdem das Gesetz verdammt hat. Noch ist das nicht geschehen. Vertrauen Sie der Wahrheit Gottes und der Gerechtigkeit der Richter. Wenn der Angeklagte unschuldig ist, so wird es sich erweisen. Und nun gehen Sie nach Hause, beten, weinen Sie für ihn. Er würde ja ein zwiefach schändlicher Verbrecher sein, wenn er auch ein liebendes Mädchenherz so bitter getäuscht hätte.“

Mit diesem matten Troste, dem einzigen, welchen er zu geben vermochte, entließ er sie. Er läutete und gab dem eintretenden Diener einen Wink, während er selbst in sein Bureau zurückging. Einen Augenblick später befand sich Dörte auf der Straße. Erst da kam sie wieder zum Bewußtsein, zum Verständniß der vollen Trostlosigkeit ihrer Lage. Wohin war ihre Hoffnungsfreudigkeit, ihr frischer Muth? Als eine Befreierin hatte sie zu dem still Geliebten in die Zelle zu treten gehofft, und nun schlich sie selbst wie eine Verbrecherin, über die das Urtheil gesprochen wurde, durch die Straßen. Ihr schöner, kindlicher Traum der ländlichen Naivetät war vorüber, war zerstört, und ihre Hoffnung mit ihm. Still schluchzte sie in sich hinein. So schlich sie um das ganze Haus, um welches rings finsterblickende Schildwachen patrouillirten, und blickte sehnsüchtig zu jedem vergitterten Fenster auf, ob sie sein bleiches Gesicht nicht erblicken würde. Sie hoffte, sie forschte vergebens. Endlich machte sie sich auf den Heimweg. Derselbe wurde ihr so schwer. Es war ihr, als ob sie selbst an den Füßen Ketten schleppen müsse, die immer schwerer würden, je näher sie Tenglin kam. Jetzt ging sie der Sonne nach, die in wahrhaft feenhafter Pracht hinter Tenglin, weit, weit, wo ihre Heimat lag, unterging. Lockte sie die Sonne, dorthin zurückzukehren? Sie

fühlte Sehnsucht nach den heimischen Lauten, die sie als Kind vernommen hatte, als sie so glücklich gewesen war, und Grausen bei dem Gedanken, noch länger an dem Orte verweilen zu sollen, an welchem sie so Schreckliches erlebt hatte. Es war fast Nacht geworden, als sie Lene's Hütte erreichte. Kein Mensch aus dem Dorfe wußte, wo sie gewesen war, kein Mensch sah sie langsam und erschöpft wiederkommen.

Lene, mit dem scharfen Blick der Liebe, brauchte keine Botschaft mehr, als sie in die verstörten Gesichtszüge Dörte's blickte, die ihr wie ein Gespenst erschien.

„Du hast nichts ausgerichtet?" rief sie, schrie sie jammernd.

Die kaum gestillten Thränen brachen aufs neue hervor, Dörte weinte mit ihr. So weinten sie sich erst aus. Dann erzählte Dörte Alles.

„Und er ist doch unschuldig!" betheuerte Lene. „Fort, fort hat er gewollt von diesen harten Menschen, aber Leids hat er ihnen nicht gethan. Gott, Gott, bringe Du doch seine Unschuld an den Tag!"

Wie zwei Schwestern saßen sie während der ganzen Nacht bei einander. Kein Schlaf berührte ihre Augen. Weinen und Beten drang abwechselnd aus den geängstigten Seelen. Doch während in Lene's trüber, schwerverletzter Stimmung dunkle Gedanken kreisten und

immer festere Gestalt gewannen; während ihr der Tod als willkommener Befreier von aller Schande und allem Leid immer verlockender erschien, arbeitete sich Dörte's kernige Natur bereits wieder aus dem thatlosen Schmerze heraus. Und als Lene gegen Morgen mit unheimlich funkelndem Blicke flüsterte: „Dörte, Dörte, laß uns miteinander sterben, dann ist Alles gut!" erwiderte sie bestimmt: „Laß diese lästerlichen Gedanken! Wir wollen leben, denn er lebt noch; ich wollte heute entfliehen, weit fort in meine Heimat, aber ich thue es nicht, denn noch ist nichts entschieden und verloren; wir müssen sehen, daß wir ihn retten können. Und dann fort, Du mit ihm in ein fremdes, freies Land und ich in meine Heimat."

Lene erwiderte nichts. Sie war gut, aber unbedeutend, resignirt und lenksam. Sie hatte Dörte's, der einfachen Magd, selbstverleugnenden Heroismus, auch aus Liebe zu ihm, der nicht sie, sondern jene liebte, nicht beachtet oder nicht verstanden. Dörte bemerkte wieder dieses nicht, fand es vielleicht auch nur natürlich, wie ihr Handeln nur natürlicher Ausfluß des treuen Herzens war.

Achtes Kapitel.

Derselbe Criminalrath, welcher in Begleitung des Staatsanwaltes von Bohlen in Tenglin gewesen war, führte auch in der Stadt den Untersuchungsproceß gegen Fritz Fröse weiter. War derselbe schon damals, sammt dem Staatsanwalt, mit der moralischen Ueberzeugung aus Tenglin zurückgekehrt, daß sie in Fritz Fröse den Verbrecher vor sich hätten, so war seither durchaus nichts geschehen, wodurch diese Ueberzeugung Abschwächung erfahren hätte. Im Gegentheil, alle weiteren Ergebnisse in dieser Angelegenheit hatten sich gegen den Angeklagten gerichtet. Die Untersuchung ging schnell vorwärts. Das Verbrechen hatte weitumher Aufsehen gemacht und war in der Zeitungspresse vielfach besprochen worden; es galt also gleichsam zur Ehrenrettung der ganzen compromittirten Ge-

gend für solche Greuelthat schnelles Gericht zu vollstrecken.

In Tenglin herrschte immerfort Bewegung wegen des Processes. Noch zweimal kamen Herren vom Criminalgericht zur Besichtigung und Begutachtung in das Dorf, und in wöchentlichen Abtheilungen war schon fast das ganze Dorf zum Zeugniß eingeladen worden. Obleich die Leute dabei eigentlich nichts vom Stande der Untersuchung erfuhren, so schlossen sie doch, einmal weil sie selbst über das ganze Leben und Treiben des jungen Fröse nur Uebles, Gravirendes berichteten, und dann, weil die Untersuchung mit so großem Eifer betrieben wurde, nicht mit Unrecht, daß die Sache für Fritz schlecht stände. Mit minutiöser Genauigkeit wurde auch nach dem kleinsten Anhaltepunkte für Vermuthungen geforscht, allein fast ganz vergeblich. Die betheiligten Personen lagen im Grabe und die Stätte des Verbrechens war ein Schutthaufen, aus welcher man außer dem wichtigen Beile nichts Gravirendes mehr hervorgebracht hatte. Den einzigen Fund von Belang bildete der vermißte Kahn aus Tenglin, welcher im großen Strome aufgefischt worden war. Derselbe war umgekehrt angetroffen worden, ohne Riemen und Geräthe; so blieb es nun wieder sehr in Frage, ob der Kahn von den Verbrechern zu einer Fahrt,

um ihre Spur zu verwischen, benutzt, oder ob er in Tenglin leer den Wellen übergeben worden war, um die Nachforschung auf den vermißten Kahn zu lenken. Nachforschungen auf dem Strome und an den Ufern lieferten sehr mangelhafte Resultate. Wer achtete auf einen einsam seinen Weg ziehenden Kahn? Dieselben kamen überdies ein wenig spät. Einige glaubten zwar in der fraglichen Nacht einen Kahn mit mehreren Männern gesehen zu haben, doch konnten sie nicht genau behaupten, ob gerade in dieser oder in einer andern Nacht. Zwei Nächte zuvor hatte aber wirklich ein Kahn mit Getreide den Fluß stromabwärts passirt, und die Zeugen stellten dem gegenüber nicht in Abrede, daß der gesehene Kahn auch dieser und daß es in dieser Nacht gewesen sein könne.

Lene und Dörte waren ebenfalls als Zeugen vorgeladen worden. Lene hatte ihre erste Aussage einfach bestätigt und keine Silbe mehr gesagt von dem, was wie sie meinte, nicht zu dieser Angelegenheit gehöre, Fritzens Lage aber wahrscheinlich nur verschlimmern könne. Nachdem waren die Mädchen in Ruhe gelassen worden und lebten still und eingezogen in Lene's Hütte. Lene hatte wieder so viel Spott und Schimpf erfahren müssen, daß sie sich jetzt vollständig in ihrem Häuschen und Gärtchen vergrub. Da saß sie denn mit der

treuen Dörte und grämte sich und weinte. Einem bleichen Schatten glich das sonst so frische und schöne Kind, und Dörte klagte bitter, daß sie sich täglich mehr und mehr abhärme.

„Wenn wir dann Kräfte gebrauchen, so wirst Du keine mehr besitzen“, sagte grollend die Nimmermüde, welche ihre Rettungspläne nicht aufgab, so wenig ihr auch noch die Art der Ausführung derselben vorschwebte. Dörte hatte sich vorgenommen, so lange Fritzens Schicksal nicht entschieden war, bei Lene auszuharren und mit ihr alles Leid dieser Tage zu tragen. Sie empfand, daß sie Lene's Stütze sein müsse, die in ihrer Hütte sicher verhungern oder in den Tod gehen würde, ehe sie sich wieder unter Menschen sehen ließ. Dörte stand allein in der Welt und war über ihr Handeln Niemand Rechenschaft schuldig. Sie war auch nicht ganz unbemittelt. Als sie aus ihrer Heimat hergekommen war, um in Tenglin in Dienst zu gehen, besaß sie ein kleines älterliches Erbtheil, einen Nothpfennig; aber sie hatte denselben während ihrer Dienstjahre durch manchen Thaler ersparten Lohns vermehrt. Glücklicherweise gehörte sie zu denjenigen vorsichtigen Naturen, die man unter den ländlichen Dienstleuten nicht selten trifft, welche ihren Schatz nie von sich lassen, sondern an einer Schnur um den Hals befe-

stigen. Diese Vorsicht hatte sich bei Dörte sehr gut bewährt, weil andernfalls ihr Erspartes in den Flammen des Ringgutes mit verzehrt worden wäre. Von diesem kleinen Schatze Dörte's lebten die Mädchen, soweit dieses nöthig wurde. Denn Dörte hatte auch neue Arbeit gefunden und nähte mit Lene um die Wette. Sie war keck zu derselben Bäuerin gegangen, die Lene kurz vorher so schnöde behandelt hatte, und diese hatte ihr wirklich neue Arbeit gegeben.

Dörte lachte, als sie damit heim kam. „Siehst Du", sagte sie zu Lene, „ich dachte es wohl, daß die Suppen nicht so heiß wie am Feuer bleiben. Die Bäuerin weiß recht gut, daß Du an den Hemden mit nähen wirst, allein sie hat es sich bereits überlegt, daß doch Niemand weiter so gut und billig näht als Du. Dummes Volk!"

Dörte befand sich gerade im Dorfe, als eines Abends der Hauptzeuge gegen Fritz Fröse, der alte Martin, mit mehreren andern Männern vom Gericht heimkehrte. Der Greis, welcher sich in seinem Hasse gegen den Unglücklichen gleich geblieben war, kam heute besonders triumphirend. Er erzählte auch nicht erst in seiner umständlichen Manier von jedem Schritte der gethanen Reise und von jedem Wirthshaus, in dem sie

eingekehrt waren, sondern ging mit funkelnden Blicken gleich auf die Sache selbst los.

„Heute war die letzte Zeugenaussage", verkündigte er. „Nun müssen wir alle noch einmal zur Hauptverhandlung, die heute über die Woche stattfindet. Ich habe mich danach erkundigt und man hat es mir gesagt, weil mein Zeugniß von Wichtigkeit gewesen ist. Ich habe es ja immer gesagt! Ohne mich würden sie ihn gar nicht verurtheilen können."

„Und wird er denn verurtheilt werden?" fragte Dörte dazwischen, mit dem Aufgebot aller Kraft sich zum ruhigen, neugierigen Tone zwingend.

„So gewiß, Dörte, als Du ihn lieber bei Dir im Bette als am Galgen sähest", höhnte der boshafte Greis. „Hei, das wird eine lustige Hochzeitsnacht werden unterm Rabenstein. Da kannst Du Dich drunter setzen und die Schürze aufhalten, bis Dir der Wind den luftigen Bräutigam herunterschüttelt." Dörte erwiderte nichts, sondern entfloh dem schadenfrohen, rohen Hohngelächter, das von allen Seiten ertönte. Heute vergaß sie alle Rücksichtnahme auf die arme Lene, athemlos, furiengleich stürzte sie in die Hütte. Ihre Augen rollten, ihre dunkeln Haare hingen aufgelöst, hochgeröthet war ihr Gesicht und ihr Busen wogte in heißer, wilder Bewegung. Lene saß beim Schein

der grünen Schirmlampe und nähte. Sie klappte bei Dörte's Eintritt den Blechschirm empor, daß das Licht voll in die Stube fiel, und so bemerkte sie das ganz umgewandelte Mädchen, das keuchend, wie eine gehetzte Wilde, an der Thür stand. Lene erbleichte vor diesem unerwarteten Anblick ihr Blut schien zu erstarren.

„Um Gotteswillen, Dörte, wie siehst Du aus was ist geschehen?"

„Sie wollen ihn morden, sie morden ihn!" kreischte diese, in der nun die Angst einmal entfesselt war, aus tiefster Brust.

Da flogen Lene's Augen weit auf, sie fuhr vom Stuhle empor, wilden Blickes, der Mund öffnete sich zum herzerschütternden Schrei, mit dem sie bewußtlos zusammenstürzte. Das gab Dörte die Besinnung, die Besonnenheit wieder. Was hatte sie unvorsichtig gethan? — Mit der zärtlichsten Sorgfalt beschäftigte sie sich um die Ohnmächtige, um sie zum Leben zurückzubringen. Es gelang ihr nach vieler Bemühung. Wie aus einem Starrkrampfe fuhr Lene empor mit wirrem, irrem Blicke.

„Was sagtest Du?" frag sie hastig. „Sie wollen ihn ermorden?"

Dörte beruhigte sie und erzählte ihr in mildester

Weise, was sie vom alten Martin über die Hauptverhandlung gehört hatte, die über eine Woche stattfinden sollte.

„Wir müssen ihn retten, Dörte, um jeden Preis", sagte Lene, die wie im Fieber glühte. „Ich habe einmal gehört, daß ein Gefangener den Thürschließer mit Geld bestochen hatte. Dörte, können wir das nicht auch? Du hast Geld — wir verkaufen meine Hütte — Berger wollte sie für seinen Sohn kaufen. Gewiß, gewiß, es muß gehen. Laß uns sogleich dazuthun, ehe es zu spät wird."

Dörte wußte keinen bessern Plan; weshalb sollte ihnen nicht gelingen, was Andern vor ihnen bereits gelungen war? Sie stimmte zu und war bereit, andern Tages den Verkauf der Hütte zu betreiben. Uebermorgen wollten sie mit einander in die Stadt wandern und ihr Befreiungswerk versuchen. Die neue Hoffnung beruhigte sie etwas und sie schliefen vertrauensvoll, daß Gott ihren Plan unterstützen werde, mit einander ein.

Am andern Mittag begab sich Dörte zu Berger, einem wohlhabenden Anspänner, der Lene's Hütte für seinen Sohn kaufen wollte, und handelte mit ihm in Lene's Auftrag. Sie erzählte klugerweise, daß Lene das Dorf verlassen wollte, weil sie den Schimpf, wel-

chen man ihr überall anthäte, nicht mehr ertragen könne. Berger that sein Gebot, und Dörte sollte es der Lene bringen. Wenn sie damit einverstanden sei, sollte sie mit zum Schulzen, ihrem natürlichen Vormunde, kommen und dort den Kauf richtig machen. Dörte wußte wohl, daß Lene das Gebot annehmen würde, und sie wollte deshalb gleich einmal beim Schulzen vorfragen, wie dieser über die Sache gesonnen sei. Denn an derartige Formalitäten hatten die beiden Mädchen natürlich nicht gedacht; Berger aber hatte sie zur eigenen Sicherung nöthig. Als Dörte der Wohnung des Schulzen nahe kam, bemerkte sie einen fremden Wagen vor dessen Hause; ein Gerichtsdiener befand sich beim Kutscher draußen. Dörte schlich vorsichtig unter den hohen, offenen Fenstern hin und blieb endlich lauschend stehen. Deutlich vernahm sie die Stimmen der drinnen Redenden.

Eine fremde Stimme forderte den Schulzen auf, ihn als Dorfbehörde zur Verhaftung des Mädchens zu begleiten. Der Gefangene schiene endlich weich zu werden und bekennen zu wollen. Er habe gestanden, daß er in der Nacht des Verbrechens mit dem Mädchen hätte entfliehen wollen, dazu habe er die Kleider angezogen und das Geld in denselben verborgen. Man wisse bei solchen verstockten Verbrechern nicht, wie weit

solche Angaben auf Wahrheit beruhten, jedenfalls aber sei es jetzt geboten, das Mädchen ebenfalls einzuziehen; ihre Mitwissenschaft wenigstens sei gar nicht zu bezweifeln, wenn sie nicht gar die Mitschuldige sei.

So weit dieser Gerichtsbeamte, jedenfalls einer jener wichtig thuenden Subalternen, wie man sie bei jeder Behörde findet. Der Schulze erklärte sich zum Mitgehen bereit, bot aber dem Herrn erst einen erfrischenden Trunk, während dessen er sich in Amtstracht werfe und dahin, wie ein gescheuchtes Reh, flog Dörte, hinter dem Dorfe weg, bis sie athemlos Lene's Hütte erreichte.

„Fort, Lene, fort!" rief sie hastig. „Du mußt fliehen. Fritz hat von Eurem Fluchtplan gestanden und sie wollen dir den Proceß machen. Beim Schulzen sind schon die Gerichtsleute, die Dich verhaften sollen."

„Gerechter Gott", jammerte Lene, „immer noch mehr Unglück! Mich ins Gefängniß — nein, nein, lieber ins Grab! Was soll ich thun, Dörte, was soll ich thun?"

„Fliehen. Nur schnell, schnell! Dort hinab, auf dem Seitenpfade durch den Wald; am Teiche, im Gebüsche versteckt, erwarte mich. Ich gehe noch zu Berger wegen des Geldes und folge Dir dann. Nur schnell fort, fort, jeden Augenblick können sie hier sein."

Lene that, wie ihr geheißen worden. Ein Tuch

warf sie um die Schultern und rannte unter den Bäumen hin, dem nahen Walde zu, um dem Gefängniß mit seinen drohenden Schrecken zu entfliehen.

Was hatte sie erlebt, was war aus ihr geworden, seit jenem Tage, wo Fritz Fröse ihr in demselben Walde zum ersten Male begegnet war, und sie vor den Mißhandlungen des rauhen Försters schützte! Auf einsamem Wege rannte sie durch den Wald und rastete nicht eher, als bis sie, fast am entgegengesetzten Ausgange desselben, das kleine Wasser erreicht hatte, das, still und tief, einsam und versteckt hier gelegen war Das Wasser war tiefschwarz und ruhig; wenn nicht die Wasserspinnen darüber hingelaufen wären, so würde man gar keine Bewegung an ihm wahrgenommen haben. Dichtes Erlengebüsch wuchs ringsumher und in diesem gab es daher des regen und muntern Lebens um so mehr. Singvögel aller Art, die an diesem einsamen Orte so harmlos und ungestört wie nirgends blieben, hüpften emsig hin und her und ließen ihre Stimme erschallen, als ob ihnen der Jubel und die Lust die Brust zersprengen wollten.

Lene hatte in diesem Gebüsch ein schattiges Plätzchen gefunden, an welchem sie niederkauerte, sodaß sie nicht zu sehen war. Hier saß sie nun und wartete voll Angst und Sorge. Dieselbe stieg, je länger sie

zum ruhigem Warten verdammt blieb. Was mochte im Dorfe unterdessen vorgehen? Wo mochte Dörte bleiben? Träumerisch betrachtete sie das stille, tiefe Wasser, aus welchem sie ihr Spiegelbild zurückempfing; dann wieder sah sie den spielenden Vögeln zu. Der kleine lustige Zeisig, der bunte Fink, Meisen und Rothschwänzchen huschten über ihr durch die Zweige und guckten mit den klugen Aeuglein manchmal ganz verständig zu ihr herunter, als ob sie fragen wollten: „Du willst uns doch nicht böswillig stören?"

Lene wartete und wartete — Dörte kam nicht. Sie konnte längst da sein, wenn ihr nichts geschehen war. Lene's Angst steigerte sich immer mehr. Sie sah und hörte endlich nichts mehr um sich her, sondern nur den Schlag ihres hochklopfenden Herzens. Sie wagte kaum zu athmen, um den Schall nahender Schritte nicht zu überhören. Mehrmals glaubte sie solche im raschelnden Laube zu vernehmen, doch hatte sie immer ein dahinschlüpfendes Thier oder ein bewegender Luftzug getäuscht. Die Sonne sank tiefer, der Tag ging zu Ende. Viele Stunden lang saß die arme Lene jetzt schon hier, Dörte kam nicht. Die Sonne war verschwunden und der Mond stand schon im vollen Glanze am Himmel und spiegelte sich in dem schwarzen Wasser. Dörte kam nicht, und Lene wagte auch nicht, ihr Versteck zu

verlassen. Sie saß und harrte und harrte und ängstigte sich fast zu Tode. Endlich nahte Jemand. Das war keine Täuschung. Lene vernahm deutlich leichte Tritte und das Rascheln der Zweige, wie sie auseinander gebogen wurden. War es Dörte? War es ein Verfolger, der sie suchte, um sie in das Gefängniß zu bringen? Sie wagte nicht sich zu regen, nur ihre Augen hingen an der Stelle, von wo das Geräusch nahte. Ueber ihrem Haupte, auf einem Zweige sich wiegend, zwitscherte ein Zeisig sein Abendlied. Lene dankte ihm heimlich, daß man vor seiner lustigen Weise den Schlag ihres hochklopfenden Herzens nicht höre. Näher und näher kamen die Schritte — Lene lauschte athemlos. Da bogen sich die letzten dichten Zweige am Wasser auseinander, der schlanke Kopf eines Rehes mit den schönen, klugen Augen erschien und guckte rings um sich, als ob es die Nähe eines fremden Wesens wittere. Da Alles still blieb, beruhigte sich das Thier und senkte den Kopf zu dem dunkeln Wasser nieder, um seinen Durst zu löschen. Oben über Lene schloß der Zeisig seinen Gesang mit einem langen, spöttischen: E- etsch!

Lene fing an zu weinen. Die auf ihrer Brust angesammelte Last machte sich in Schluchzen und Thränen Luft. Die Nacht brach an und sie saß hülflos und

allein hier in dem stillen Verstecke. Sie durfte sich nicht herauswagen, denn draußen lauerten die Menschen, welche sie in das Gefängniß schleppen wollten. Und Dörte kam nicht! Gewiß hatten sie dieselbe auch in das Gefängniß geschleppt, und suchen sie, um sie ebenfalls einzukerkern. Die Nacht mußte ja bald vorüber sein, und wenn der Morgen anbrach, dann würden sie kommen mit Stricken und Handschellen, um sie zu suchen und fortzubringen. Aber sie sollten sie nicht finden! Nein, nein, nimmermehr! Sie mußte fliehen, weit, weit fliehen, wo sie Niemand fände. — War denn das nicht ihre Mutter, die ihr weit und groß die Arme entgegenstreckte, gleich neben dem Monde, der auch so freundlich und so seltsam lächelte, als ob er sagen wollte: Komm nur, fliehe nur, bei uns ist es gut, ist Friede und Sicherheit? Lene beugte sich vor, um die große dunkle Gestalt zu erkennen, die sich mit riesigen Armen verlangend immer höher zu ihr empor zu heben schien. „Mutter, Du bist es", flüsterte das Mädchen, dem die Sinne allmälig schwanden, und weiter und weiter beugte sie sich ihr entgegen. „Mutter, Du bist es —" Das stille Wasser plätscherte einen Augenblick, erst sprang es ordentlich erschrocken am Ufer empor, dann wurden die Kreise weiter und ruhiger, einige Minuten lang flüsterte es, kreiste es und trieb

es noch Blasen empor — dann war wieder Alles so still wie vorher — noch viel, viel stiller.

Doch nicht gar lange. Plötzlich rief eine Stimme: „Lene! Lene! Bist Du noch hier?"

Keine Antwort ertönte. „Lene! Lene!" rief es wieder.

Dörte wand sich durch das Gesträuch und trat an das Ufer, mit den dunklen Augen rings umherschauend. „Sie muß schon vorausgegangen sein", sagte sie und wollte wieder gehen, da bemerkte sie etwas auf dem Wasser Schwimmendes. Sie bückte sich danach — es war der Zipfel eines Tuches; sie zog, es war Lene's Tuch, Lene's Leiche regte sich unter dem Wasserspiegel.

„Um Gotteswillen! Zu Hülfe! Zu Hülfe! Sie ist ertrunken!" schrie Dörte.

Neuntes Kapitel.

Eine düstere Kerkerzelle, eng und klein, mit einem einzigen Fensterchen, das weit über Mannshöhe gelegen und mit starken Eisengittern versehen war, bildete seit mehreren Monaten Fritz Fröses Aufenthalt'sort. In dieser Zelle saß der unglückliche Jüngling einsam und verlassen, ohne die Möglichkeit irgend einer andern Beschäftigung als der des ewigen Nachdenkens über seine traurige Lage. Er ertrug sein Geschick trotzdem mit seltener Ruhe, fast mit Gleichmuth. Seine Züge waren freilich bleich und seine Gestalt elend geworden, aber die Standhaftigkeit hatte er nicht verloren. Weder gebeugt, noch gedemüthigt erschien er, weder verzweifelt, noch trotzig, sondern ruhig ergeben. Seine blauen Augen hatten einen noch intensivern Glanz erhalten als früher; groß und voll brachen sie über

den eingefallenen, bleichen Wangen hervor, daß sie die Richter förmlich erschreckten. Er galt allgemein für einen sehr gefährlichen Menschen und alle Künste des Inquirirens wurden mit Eifer an ihm versucht. Aber Fröse beharrte consequent auf seiner ersten Aussage und gab kein Jota zu, wie er kein Jota zurücknahm. Allen Kreuzfragen, Winkelzügen und Schlingen setzte er seine einfache gerade Aussage oder hartnäckiges Schweigen entgegen. Erst ganz spät, als der Termin zur Hauptverhandlung schon festgestellt war, versprach er sich einmal und theilte infolge dessen die Geschichte von seiner mit Lene beabsichtigten Flucht aus dem Aelternhause mit. Jetzt wurden die Richter erst recht in ihrer Ansicht, daß der Gefangene ein hartnäckig Verstockter sei, bestärkt. Nach Monaten erst, nachdem er sich in einer Antwort verwirrt hatte, war es gelungen, ihm Zugeständnisse zu entreißen. Jetzt hoffte man die Zeit vollkommenen Geständnisses gekommen zu sehen und inquirirte mit verdoppeltem Eifer. Aber vergeblich. Der Angeklagte hatte den Plan seiner Flucht auseinander gesetzt und das Mädchen, dessen Name früher nicht über seine Lippen gekommen war, genannt; mehr war nicht von ihm zu erreichen. Hatten seine Richter schon vorher die Ueberzeugung von seiner Schuld festgehalten, so drängte sich ihnen jetzt dieselbe erst

recht auf. Ihre Entrüstung über so hartnäckiges und ruhiges Leugnen, das dem verstocktesten, ausgelerntesten Verbrecher Ehre gemacht hätte, war groß, und sie betrachteten den Jüngling, auf dem siebenfache Blutschuld lasten sollte und der so reuelos, starr und verstockt einherging, mit Abscheu und Verachtung.

So war der wichtige Tag herangekommen, an welchem die öffentliche Haupt- und Schlußverhandlung stattfinden sollte. Früh um acht Uhr sollte sie beginnen, aber schon lange vorher fand man die Räume und Gallerien für das Publikum überfüllt. Besonders viel Damenwelt war erschienen, welche diesen modernen Parricida sehen wollte. Auf den Zeugenbänken war beinahe das ganze Dorf Tenglin vertreten. Der Pfarrer, der Schulze, der alte Martin und Dörte waren darunter zu bemerken. Letztere sah sehr bleich und niedergeschlagen aus. Sie saß an des Schulzen Seite, dessen Gefangene sie in dieser Woche gewesen war. Man hatte in Lene's Hütte ein Briefchen an den Gefangenen gefunden, das bei dem Befreiungswerke hatte benutzt werden sollen und das Lene bei ihrer Flucht vergessen hatte. Dadurch kam der Plan an den Tag. Dörte war festgehalten worden, aber in der Nacht entflohen, dann bei der Leiche der ertrunkenen Lene wieder aufgegriffen und vom Schulzen in Gewahrsam ge-

nommen worden, bis der Tag der Gerichtsverhandlung vorüber sei. Zu dieser war Dörte, um ihr Zeugniß zu wiederholen und zu beeidigen, mit vorgeladen worden. Später sollte sie aus dem Dorfe und in ihre Heimat verwiesen werden. So hatte die Dorfbehörde zu Tenglin beschlossen.

Die Stunde war gekommen. Fritz Fröse war längst dazu bereit, als er den Kerkermeister mit den Schlüsseln kommen hörte. Als achte er darauf, daß er vor ein großes Publikum treten müsse, in dem fast alle Augen sich zuerst auf seine Erscheinung richten würden, hatte er seine einfache Toilette mit Sorgfalt gemacht. Nun stand er in seinem Kerker auf der einzigen Stelle, von welcher aus er ein Stückchen Himmel sehen konnte, und blickte zu demselben auf. Das Stückchen Himmel war tiefblau und ein freundlicher Morgensonnenstrahl spielte, wenn auch nicht in die Zelle herein, doch zwischen den Gittern des Fensters und hüpfte lustig hin und her. Der Jüngling stand stillernst da und blickte aufwärts. Sein Gesicht war ruhig und sein Blick mild, er sah aus, als ob er in die Kirche zum Festgottesdienste gehen, nicht als ob er vor seine Richter treten solle, an denen vorüber ihn vielleicht sein Weg zum Schaffot führte. Wer jetzt in der Seele dieses Jünglings hätte lesen können! Was würden seine Richter, die sich im

Saale eben versammelten, darum gegeben haben, nur einen Blick hinter diese ruhige Hülle thun zu dürfen!

Der Schlüssel rasselte im Schlosse — der Schließer trat ein, um ihn fortzuführen. Zwei Gerichtsdiener begleiteten ihn und im Gange wurden mehrere Soldaten mit geladenen Gewehren sichtbar. So wurde Fritz Fröse in den Gerichtssaal auf den Platz des Angeklagten geführt, wo sein Vertheidiger ihn bereits erwartete. Fritz grüßte mit stummem Neigen des Hauptes, in dessen wehmüthig ernsten Zügen keine Miene zuckte, zuerst den Gerichtshof, an dessen Spitze sich der alte Criminalgerichtsdirector befand, dann die bekannten Leute aus Tenglin und das Publikum. Durch die weiten Reihen desselben ging ein Murmeln des Erstaunens. Alle Welt sah sich verwundert, überrascht an, als wollten sich die Leute fragen, ob man sie zum Besten haben oder ihnen Märchen aufbinden wolle. Dieser schmächtige Jüngling, fein und zart wie ein Mädchen, mit den weichen Zügen, den blauen Augen und blonden Locken, diese beinahe idealische Erscheinung, welche nur für das Boudoir bestimmt und geschaffen schien, Frauenherzen zu besingen, sollte mit siebenfacher Blutschuld belastet sein! Er sollte mit dem scharfen Beile in der Hand von einem Bette seiner schlafenden Verwandten zum andern gegangen und mit furchtbar

sicherer Hand einem derselben nach dem andern den Kopf gespalten haben? Schwindel erregte dieser Gedanke. Konnte es wirklich Hyänen, blutdürstig heimtückische Schakale mit Taubenaugen geben? Konnte eine solche wahrhaft frevelhafte Verzerrung in der Natur möglich sein, wie sie hier stattfinden mußte, wenn die furchtbare Anklage Recht behielt? Mit einer beinahe fieberhaften Spannung sahen die Hunderte von frappirten Zuhörern dem Laufe der Verhandlung entgegen.

Der Gerichtsdirector, bei welchem Dörte seiner Zeit ihre Fürbitte eingelegt hatte, eröffnete die Sitzung mit einer feierlichen Ansprache, in welcher er auf die glücklicherweise nur selten vorkommende Furchtbarkeit des begangenen Verbrechens und auf die doppelt furchtbare Thatsache, daß der eigene Sohn und Bruder der Ermordeten schwer beschuldigt auf der Anklagebank sitze, hinwies und in der er Gott um Erleuchtung des versammelten Gerichtshofes bat, auf daß er mit Gerechtigkeit den Schuldigen mit seinem Spruche treffe.

Ein Beisitzender des Gerichts erhielt darauf Auftrag, das umfängliche Actenstück zu verlesen, in welchem die ganze Geschichte des Verbrechens mit allen gemachten Beobachtungen ausführlich niedergelegt worden war.

Es war von dem aufsehenerregenden Processe bereits vorher Manches in die Oeffentlichkeit gedrungen, das gegen den jungen Fröse zeugte; als aber die Versammelten jetzt das vollständige Resumé desselben erfuhren, in dem beinahe jedes Wort auf den Angeklagten beschuldigend hinwies, da drängte sich Jedem die Ueberzeugung auf, daß diese liebliche Form des jungen Mannes, die so bestechend zu wirken vermochte, nur eine Maske war, hinter welcher sich eine kaum denkbare Niedrigkeit der Seele und Scheußlichkeit des Charakters verbarg. Vor der zur schwindelnden Höhe gipfelnden Menge der Indicien gegen den Angeklagten schwanden die beiden kleinlichen Nebendinge, die offene Gartenthür und der verschwundene Kahn, welche auf eine auswärtige Spur hätten leiten können, zu nichts zusammen, ja der Gedanke drängte sich auf, daß der Angeklagte durch diese Gartenthür nur hinabgegangen sei und am Flüßchen den Kahn befreit habe, um listig den Verdacht der Verbrecherschaft in das Weite zu lenken.

So faßte es auch der Staatsanwalt von Bohlen in seiner öffentlichen Anklage auf. Mit logischem Scharfsinne stellte er alle diejenigen Momente zusammen, welche ihm, so furchtbar der Gedanke sei, die Ueberzeugung aufgedrängt hätten, in dem Sohne

und Bruder der Gemordeten den Mörder und Brandstifter aus kleinlicher Rache und niedriger Habsucht zu sehen. Er versuchte psychologisch darzulegen, wie die durch Störrigkeit, Ungehorsam und schnöde Unthätigkeit selbstverschuldeten unfreundlichen Beziehungen zu seiner Familie in der verderbten Seele Rachsucht und Tücke allmälig gesteigert hätten. Durch die vernünftige Weigerung des Vaters, einem nutzlosen Tagediebe die Erlaubniß zur widersinnigen Heirath mit einem blutarmen, seinem Stande nicht angehörenden Mädchen zu geben, und durch die darüber entstandene, selbst durch die einzige zu des Angeklagten Gunsten aufgetretene Zeugin zugestandene heftige Scene zwischen ihm und seinen Aeltern sei der scheußliche Plan, sich aller seinem Willen und seiner Habsucht Unbequemen auf einmal zu entledigen, entstanden. Mit kluger Berechnung habe er den Plan entworfen, mit verabscheuenswerther Sicherheit ihn ausgeführt und endlich, um den Verdacht auf andere Bahnen zu lenken, das ganze Gut in Brand gesteckt und die Täuschungskomödie durch seine Flucht zum Nachbar und das Erwecken desselben ausgeführt. Die naheliegende Annahme, daß der Verbrecher, dessen hauptsächliches Motiv jedenfalls Habsucht gewesen sei, schwerlich das ganze Gut den Flammen würde übergeben haben, zerfiele bei genauerer Betrachtung und

werfe nur ein neues grelles Licht auf die durchaus vorbedachte Berechnung des ganzen Verbrechens. Denn das Ringgut sei sehr preiswürdig in der Brandkasse aufgeführt, sämmtliches Inventar überdies bei einer Feuerversicherungsgesellschaft versichert gewesen. Auf dieser Seite habe also den Verbrecher, welcher sich zum alleinigen Erben machen wollte, kein bedeutender Verlust bedroht. Nebenbei aber sei in seinen Kleidern eine Brieftasche mit baarem Gelde und einigen Werthpapieren gefunden worden; die Brieftasche enthielt aber außerdem, was das Wichtigste sei, ein genaues Verzeichniß von Staatspapieren mit ihren Nummern, die sich im Besitz des Ringbauers befunden hätten. Auch auf dieser Seite habe sich also der Verbrecher gesichert. Die erste Aussage des Angeklagten, daß sein Vater in seiner Stube gerechnet und dabei die Brieftasche mitzunehmen vergessen habe, sei jedenfalls die ursprünglich vorbereitete Ausrede für den Besitz der Brieftasche gewesen; das später gemachte Zugeständniß der gewaltsamen Wegnahme der Brieftasche in seines Vaters Abwesenheit bilde dagegen nur die nothgedrungene Frucht einer verrätherischen Inconsequenz in den Aussagen. Der Staatsanwalt müsse also nur von vorsätzlichem, wohlbedachtem Mord mit Brandstiftung überzeugt sein; er ersuche den Gerichtshof, sich seiner Ansicht anzu-

schließen und nach den Gesetzen das Todesurtheil über den Verbrecher auszusprechen.

Todtenstille folgte diesem Antrage. Unter seinem vernichtenden Gewichte richteten sich alle Blicke auf den Angeklagten. Das Aussehen desselben hatte sich nicht verändert. Mit Aufmerksamkeit war er den Ausführungen des Staatsanwalts gefolgt; jetzt blickte er mit demselben wehmüthigen Ernste vor sich nieder wie vorher. Keine Unruhe, keine Angst oder innere Erregung war an ihm wahrzunehmen. Nur einige Male blickte er lebhafter auf, wie von einem plötzlichen Gedanken erfaßt; dann flüsterte er seinem Vertheidiger etwas zu. Wer ihn so beobachtete und die schneidige Anklage des Staatsanwaltes dagegenhielt, mußte wieder irre werden. Dieses ruhige, harmlose Wesen schien von der Weihe reinster Unschuld überhaucht, oder es war die verworfenste, aber auch geschickteste Heuchelei, welche jemals erlebt wurde.

Unterdessen begann die Vernehmung der Zeugen. Beinahe ganz Tenglin war zum Zeugnißgeben vorgefordert worden. Jeder Einzelne beschwor seine Aussage als seine eigene, freie Ueberzeugung, und alle kamen einstimmig in dem üblen Urtheil über Fritz Fröse, über sein Leben, Treiben, Sichgeberden und sein Verhältniß zu den Verwandten überein. Auch der

Müller, sein früherer Lehrherr, war vorgeladen und der unaufgeklärte Brand der Mühle kam zur Sprache. Die Acten von damals waren hervorgesucht worden, und die Annahme trat nahe, daß auch damals Fritz Fröse aus Rachsucht das Verbrechen begangen, dessen Fortsetzung in furchtbarster Weise an dem Leben und Eigenthum der eigenen Aeltern geschehen sei. Am heftigsten fiel das Zeugniß des alten Martin aus; freilich war es auch das gravirendste von allen. Mit umständlicher Treue erzählte er seine gemachten Beobachtungen und belauschten Gespräche und schloß in leidenschaftlicher Weise: „Da sitzt er ja, der Gottvergessene; mag er es versuchen, mich der Lüge zu zeihen, wenn er es kann. Der Dirne ist freilich der Mund auf ewig geschlossen, sie kann nicht mehr bestätigen noch leugnen."

Dörte war auch jetzt die Einzige, welche Zeugniß zu Gunsten des Angeklagten ablegte. Sie ließ sich durch den Nimbus der öffentlichen Verhandlung nicht erschrecken oder niederdrücken; im Gegentheil, das Bewußsein von der Wichtigkeit des gegenwärtigen Augenblicks, auch wohl der Anblick des unglücklichen, schwerbedrohten und von ihr still geliebten Jünglings stählten ihren Muth und verliehen ihrer Ausdrucksweise eine edle Wärme. Doch wie wenig vermochte sie mit

alledem! In den Hauptsachen mußte sie ja den Zeugnissen der Uebrigen beistimmen und konnte das wenig freundliche Verkehren zwischen dem Angeklagten und seinen Angehörigen, sein einsames, unthätiges Zurückgezogensein und endlich das schwere Zerwürfniß zwischen dem Vater und ihm, Lene's wegen, das am Tage vor dem gräßlichen Ereigniß eingetreten war, nicht in Abrede stellen. Was half es, daß sie dagegen mit Entschiedenheit und Wärme jeden schlimmen Charakterzug des Jünglings in Abrede stellte, ihn nur unglücklich, aber nicht böse nannte, sie überzeugte mit dieser Ansicht, deren Ursprung leicht zu erkennen war, Niemanden, am Wenigsten einen der Richter und rief nur hier und da ein mattes Lächeln des Mitleids, der Theilnahme hervor.

Nach Beendigung des Zeugenverhörs sprach der Vertheidiger des Angeklagten. Man merkte, daß derselbe sich von Mitleid für seinen jungen Clienten bewegt fühlte, fühlte aber auch, daß seine Vertheidigung nur ein Werk der Pflicht, nicht der Ueberzeugung war. Er faßte die wenigen Momente, die thatsächlich für des Angeklagten Unschuld sprechen konnten, zusammen, suchte andere gegentheilige zu entkräften und wies endlich auf das Unwahrscheinliche einer so entmenschten That durch einen schwachen, zarten Menschen, der der Er=

mordeten Sohn und Bruder war, hin. Aber seine ganze Ausführung machte einen so unsichern, schwankenden Eindruck, seine Rede klang so schwach und überzeugungslos, daß ihr Eindruck ein fast entgegengesetzter als der beabsichtigte wurde und sein Antrag auf Freisprechung des Angeklagten wie Ironie klang. Das mochte dieser auch selbst fühlen, denn er erhob sich und erbat das Wort für sich selbst. Der Gerichtsdirector ertheilte ihm die Erlaubniß zum Sprechen mit der ernsten Ermahnung, in sich zu gehen, die einzig mögliche Sühne begangener Missethaten, aufrichtige Reue, anzutreten und vor der Welt wie vor seinen Richtern, zur Erleichterung ihres schweren Amtes, ein offenes Geständniß abzulegen. Nur so dürfe er auch vor Gott, der die Herzen sieht und das dem Menschen Verborgene kennt, auf Gnade und auf Versöhnung hoffen.

Fritz Fröse sprach mit ruhiger, sanfter Stimme und einem so aufrichtigen, freien Anstrich, daß es schwer wurde, ihm mißtrauen zu sollen: „Ich weiß es wohl, daß gegen die Last dessen, was Alles gegen mich zeugt, mein Wort der Vertheidigung schwach und leer klingen wird. Ich würde selbst vielleicht unter diesen Verhältnissen über meine Behauptung: Ich bin schuldlos! lächeln, wenn ich nicht leider der Einzige wäre, der davon überzeugt ist. Ich bin schuldlos. Ich muß es

behaupten, wenn ich auch die gegen mich zeugenden Thatsachen nicht entkräften, sondern nur behaupten kann, daß des Zufalls grausamstes Spiel sie so unglücklich zusammengewürfelt hat, daß sie mich nothwendig erdrücken müssen. Sie müssen mich verurtheilen, und doch bin ich schuldlos! Vielleich wird mich die Zukunft rechtfertigen, indem sie die wirklichen Mörder an den Tag bringt. Ich kann fast keinen der mir zur Last gelegten Verdachtsgründe bestreiten, aber das Verbrechen habe ich nicht begangen. Dafür rufe ich Gottes Zeugniß an! Ich muß gestehen, die Beziehungen zu meinen Aeltern waren kühl, aber sie waren nicht feindselig. Meine Neigungen, mein Wesen paßte nicht für meinen Vater und für meine Brüder, sie ließen mich gewähren und kümmerten sich nicht um mich. Dadurch wurde ich einsam, aber Unfrieden herrschte nicht zwischen uns. Nicht eher als bis zu jenem Abend, an dem ich mit meinem Vater wegen Lene sprach, mit der ich glücklich zu werden hoffte. Das Gespräch zwischen ihr und mir, welches jener erbitterte Greis belauschte, hat stattgefunden. Ihm folgte unmittelbar die Scene mit meinem Vater, der sich starr, unnachgiebig für meine Wünsche zeigte. Als ich ihm erklärte, daß mich keine Macht der Erde von dem Mädchen trennen würde, gab er mir Fluch statt Segen und schleuderte,

da die Mutter ihm in die Arme fiel, seinen Stock nach mir, der in einen Glasschrank fuhr. Ich stürzte in die Nacht hinaus und hatte noch eine Unterredung mit Lene, die Martin nicht belauscht zu haben scheint. In dieser Unterredung beschlossen wir die Flucht für nächste Nacht. Ich bereitete mich den ganzen Tag darauf vor. Gegen Abend, mein Vater befand sich im Felde, ging ich zu meiner Mutter und bat sie um Vergebung. Ohne daß sie es ahnte, sollte es mein Abschiednehmen sein. Ich ging von ihr durch die Wohnstube. Da kam mir ein Gedanke. Hatte ich es nöthig, arm zu flüchten? Ein Bruder meiner Mutter hatte dem jüngsten Sohne der Schwester ein paar tausend Thaler vererbt, die mein Vater bewahrte. Der Herr Schulze wird das Factum kennen, welches meine Mutter öfter erzählte, denn ich war dieser jüngste Sohn. Wenn mein Vater mich auch enterben wollte, diese Summe blieb unbestreitbar mein Eigenthum. Wenn ich sie nahm, beging ich keinen Diebstahl. Ich wußte, wo mein Vater den Schlüssel seines Wandschranks zu bewahren pflegte, und fand ihn. Aus diesem Schrank nahm ich die Brieftasche, welche bei mir gefunden wurde. Kassenscheine befanden sich in derselben und ich legte einige andere Papiere dazu. Soweit ich die Summe zu schätzen verstand, betrug sie nicht ganz zwei tau-

send Thaler; mein Erbe des Onkels betrug bedeutend mehr. Daß sich in der Brieftasche ein Verzeichniß von Werthpapieren befunden hat, ist Zufall; ich wußte es nicht. An ihre Stelle im Schranke legte ich einen Zettel, auf welchem ich meinem Vater das Geschehene mittheilte. Ich ließ mich nachdem nicht mehr sehen, sondern blieb in meinem Zimmerchen. Mit Lene hatte ich Alles verabredet. Um nachher tüchtig und kräftig zu sein, sollte sie schlafen, bis ich sie wecken würde. Ich kleidete mich in meine besten Kleider, legte Alles zur Flucht zurecht und stellte meine Weckuhr auf eins. Dann schlief auch ich. Die Uhr weckte mich pünktlich. Ich sprang empor und wurde von hellem Lichtschein geblendet. Aus unserer Scheune, die ich zuerst erblickte, sah ich Flammen hell emporschlagen. Ich stürzte, wie ich war, die Treppe hinunter, in den Hof. Das Gut brannte an allen Ecken. Starr stand ich still, ich wußte kaum, ob ich noch durch die Glut hindurch könne, die mit jeder Sekunde wuchs. Mir gegenüber, zwischen Wohnhaus und Scheune, sah ich Männer, die ich für Vater und Brüder hielt. Ich rief sie und fragte, was geschehen sei. Da brüllte eine fremde Stimme: „Da ist noch einer!" und rannte auf mich zu. Jetzt erst ahnte ich ein Verbrechen und floh durch das Auszugshaus in den Garten. Zweimal schoß man hinter mir. Ich

durchrannte quer den Garten, sprang über den Zaun, rannte durch des Nachbars Garten und bis an dessen Fenster, wo ich pochte. Bis dahin war Alles still geblieben. Das Gut stand in Flammen, Niemand sah und hörte davon. In demselben Augenblicke, als der Nachbar mir antwortete, hörte ich endlich Martin's Wächterhorn. Vielleicht hatte ihn die Glut des brennenden Gutes aufgeweckt. Ich muß in demselben Augenblicke die Besinnung verloren haben, denn von da an habe ich keine Erinnerung mehr. Meine Herren Richter, ich weiß wohl, Sie können und dürfen auf meine Erzählung, die ich mit keinem Beweismittel belegen kann, nicht hören, sondern müssen nach den Zeugnissen richten, die der Zufall gegen mich gehäuft hat. Sie müssen einen Unschuldigen verurtheilen und ich habe weder zur Klage noch zur Anklage ein Recht denn Sie erfüllen nur ihre Pflicht."

Der Eindruck dieser Vertheidigung war ein sehr verschiedener. Einzelne schwankten in ihrem Urtheile und blickten mitleidsvoll auf den Jüngling; Andere, und dabei voraus die Tengliner, murrten verächtlich über so abgefeimte Heuchelei und Schlechtigkeit; Dörte weinte bitterlich. Sie glaubte ihm, sah aber wohl ein, daß nichts zu hoffen blieb.

Die Richter waren ernst und würdevoll geblieben.

Ihnen konnte die Erzählung des Angeklagten wirklich nicht mehr als die feine Ausnutzung des ihm vor den öffentlichen Schranken zustehenden Rechtes sein. Sie zogen sich zur Berathung zurück. Eine Stunde später erschien der Gerichtshof wieder vor der versammelten, athemlos lauschenden Menge, und der greise Präsident desselben verkündigte das einstimmige „Schuldig" der Richter. Nach den Gesetzen sprach der Gerichtshof Todesstrafe durch das Beil aus.

Die Motive der Verurtheilung sollten nach acht Tagen an Gerichtsstelle öffentlich verkündigt werden.

Lautlos, wie unter einem Banne, verlief sich die Menge, unter scheuen Blicken auf den jungen Mörder, der noch bleicher geworden war und zusammengesunken auf seinem Platze saß. Große Thränen fielen auf seine im Schooße gefalteten Hände nieder. Dörte wurde nur mit Mühe aus dem Gerichtssaale gebracht. Sie befand sich in einem unsagbaren Zustande. Nun der Streich gefallen war, wurden auch die Bauern mit ihren harten Köpfen und Sinnen ernst und nachdenklich.

Wenn in feierlicher Sitzung ein Todesurtheil öffentlich verkündigt wird, trifft das doch selbst den Theilnahmlosesten wie ein kalter Streich, regt den ja

nur im Verdorbensten ausgelöschten Funken Menschlichkeit in ihm auf: keiner der Männer, selbst der alte Martin nicht, wagte einen Scherz während der Heimfahrt nach Tenglin oder wagte es, Dörte, die still Weinende, zu necken. Still blickten Alle vor sich hin und schienen die trüben Gedanken in um so dickern Rauchwolken aus ihren kurzen Pfeifen aufblasen zu wollen.

In Tenglin sagte Dörte zu den Männern: „Lebt wohl, und mögt Ihr Euern Haß gegen den Unglücklichen nie zu bitter bereuen!“

„Wie, willst Du schon fort?“ fragte der Schulze überrascht. „Ich dachte, Du solltest doch noch bei mir bleiben und die abziehende Kathinka ersetzen?“

„Ich danke, Herr Schulze, ich gehe, wie's bestimmt wurde, in meine Heimat zurück. Da zieht es mich hin. Hier kann ich nicht mehr froh werden. Lebt wohl.“

Sie holte ihr Bündel und wanderte zum Dorfe hinaus. Nicht einmal die Nacht wollte sie mehr bleiben. Als sie die Grenze Tenglins überschritt, setzte sie sich auf den Grenzstein nieder, zog ihre Schuhe aus, klopfte sie aus und setzte sie auf der andern Seite nieder. Dort zog sie dieselben an und fühlte sich wohler, daß sie sich selbst von dem Staube des Dorfes

frei gemacht hatte, in welchem ihr so vieles Leid widerfahren war. Ihr gebrochenes Herz freilich konnte sie nicht am Grenzsteine zurücklassen, das mußte sie mit in die alte Heimat nehmen und mit durch das Leben tragen.

Zehntes Kapitel.

Wiederum war es Frühling und Mai geworden, also ein Jahr vergangen seit der Greuelthat in Tenglin. Um diese Zeit begegnen wir Dörte in einem Dorfe wieder, das mehr als eine Tagereise hinter dem öfter erwähnten großen Strome liegt, welcher zwei große Reiche von einander scheidet. Dörte befand sich hier unfern ihres Heimatsdorfes und diente bei einem Landgutsbesitzer als Magd. Die Gegend, in welcher das Dorf lag, befand sich noch in halber Wildniß. Die Dörfer lagen weit auseinander und nur spärlich schien der zum Feldbau eingerichtete Boden den endlosen Waldungen abgerungen zu sein, die nach allen Seiten hin sich erstreckten und eigentlich noch das beherrschende Element dieser Wildniß bildeten. Das große Reich, in dessen Provinz wir uns hier befinden,

rang im Allgemeinen noch mit den Anfangsgründen der Cultur; für seine weiten Landstrecken fehlte die entsprechende Einwohnerzahl und gerade die Provinz, von welcher hier die Rede ist, war seit vielen Jahren der wechselnde Schauplatz von Revolutionen und Unterwerfungskriegen gewesen, die die Einwohner dezimirten und den Gang der Cultur, den bei den herrschenden untergeordneten Bildungsgraden an und für sich langsamen, noch mehr aufhielten.

Dörte's Heimath und das Dorf, in welchem sie jetzt eine solche gefunden hatte, lag so recht mitten in den Wäldern drinn, eine kleine Lichtung derselben beherrschend und benützend. Der Landbauer, bei welchem Dörte in Dienst gegangen, war einer der von drüben Eingewanderten, der sich hier billig angekauft hatte und die Errungenschaften der heimischen Cultur in dieser Wildniß anwendete und ausbeutete. Nach derselben Stadt, in welche Dörte früher den Tengliner Butterwagen geführt hatte, brachte auch er gelegentlich die Früchte seines Fleißes und war durch denselben ein wohlhabender Mann geworden.

Kühne und unerschrockene Charattere mußten bei denjenigen Männern, die sich in diesen Wäldern ansiedelten, ebensowohl vorausgesetzt werden, wie bei denen, die in den amerikanischen Urwald drangen, um

diesem ein Stück Boden abzugewinnen. Denn Raubthiere gab es hier wie dort. Die Wölfe erfüllten in Winterszeiten in Heerden von Tausenden die Luft mit ihrem Geheul und drangen, wenn die Zeit recht hart wurde, znr Verzweiflung getrieben, ohne Scheu bis in die menschlichen Wohnungen vor. Da galt es für den Ansiedler, immer vorsichtig und zur Vertheidigung bereit zu sein. Mit den Raubmenscheu befand man sich nicht besser daran und konnte Haus und Hof nicht fest genug vor ihnen verwahren, nicht schnell und entschieden genug mit geladenem Gewehr und unfehlbar sicherer Hand zur Vertheidigung bereit sein. Diese Eigenschaften besaß Bernewitz, Dörte's Dienstherr, im hohen und auch allgemein bekannten Grade. Fest und sicher, aus Stein gebaut, mit hohen Fenstern, vor denen Eisengitter waren, wie Schießscharten, mit eichenen eisenbeschlagenen Thüren, stand sein Haus, und eben so fest und sicher war auch sein Arm, der mit Gewehr und Hirschfänger gleich geschickt umzugehen verstand. Alles das gab ihm ein gewisses Ansehen in der Umgegend und hatte ihn seither vor räuberischen Anfällen bewahrt. Bernewitz war aber auch ein gebildeter Mann, der mit der Außenwelt nicht zum Bruch gekommen war. Er empfing Briefe, Bücher und Zeitungen, wenn auch Alles spät genug durch Postgelegenheit, und wußte

immer um das Bescheid, was in der Welt und besonders in dem alten Vaterlande vorging.

Dörte befand sich bei Bernewitz wohl. Er behandelte sie gut und erkannte ihre unermüdliche Thätigkeit an. So still und traurig sie war, so ernst und düster ihr Gesicht, so wortkarg ihr Mund, so frisch und entschieden griff sie die Arbeit an. Sie und ein Knecht waren die einzigen Dienstleute bei Bernewitz, da derselbe immer bemüht war, sein Anwesen nicht nur im Stande zu halten, sondern durch dem ihm gehörenden Morboden zu vergrößern, so mußten sie Alle tüchtig daran und Bernewitz selbst war der Letzte, welcher feierte. Es war Mai geworden. Bernewitz besaß nahe dem Walde ein bedeutendes Stück Grasland, welches zum Wiesenbau zu wenig bewässert, zum Getreidebau zu mager, aber zum losen Graswuchs als Weideplatz ganz geeignet war. Auf diesem Weideplatz brachte er im Sommer seine Schafe, die daselbst hinreichend Futter fanden. Seine beiden Knaben hüteten die Thiere Tags über abwechselnd. Nachts wurden die Schafe in eine hohe und starke Hürde getrieben. In einer hölzernen Hütte innerhalb derselben schlief der Knecht oder Bernewitz selbst mit dem Hunde. An einem Montage war der Knecht erkrankt und Bernewitz selbst fühlte sich nicht recht wohl. Er überlegte daher mit seiner Frau,

ob es nicht besser sei, die Schafe für die Nacht heimtreiben zu lassen, als sich Dörte erbot, draußen zu schlafen und die Wache bei den Thieren zu übernehmen.

„Du?" sagte der Dienstherr mit großem Blicke der Verwunderung, „fürchtest Du Dich denn nicht allein draußen".

„Nein", antwortete Dörte mit gewohntem kurzen Ernste.

„Laß das sein", entschied Bernewitz, „wenn etwas erkrankt, so mache ich mir Vorwürfe — ich lasse heimtreiben".

„Wozu", frug sie keck, „Halten Sie mich für geringer wie den Knecht? Ich habe Muth. Geben Sie mir den Hund und das Gewehr mit — ich verstehe mit demselben umzugehen — und ich wache draußen".

Bernewitz wollte das kühne Mädchen nicht beleidigen — auch war es ihm wirklich nicht unlieb, wenn die Ordnung der Thiere nicht abgeändert zu werden brauchte, er machte also keinen Einwand mehr. Da er sich selbst unwohl fühlte blieb er im Zimmer und las in den zufällig eben angekommenen Zeitungen. Seine Frau saß bei ihm und nähete für das Haus Nothwendiges. Dörte eilte geschäftig hin und her, um ihre Arbeit im Hause zu vollenden. Sie hatte dabei öfter in der Stube zu thun und vernahm Brocken von dem,

was der Bauer seiner Frau aus den Zeitungen mittheilte. Als Dörte wieder eine Verrichtung im Zimmer hatte, hörte sie wie Bernewitz sagte: „Ach, endlich!“ Frau erinnerst Du Dich des schrecklichen Mordes noch, der, es mag jetzt jährig geworden sein, drüben in Tenglin passirte? —

Die Frau bejahete und sagte: „Der eigene Sohn sollte ja wohl der Mörder seiner Eltern und der Brüder sein? Wurde er nicht im Herbst verurtheilt?

„So ist es und nächsten Freitag soll er endlich hingerichtet werden. So lange hat der König mit der Bestätigung des Urtheils gezögert. Man muß Gott danken, daß solch ein verworfenes Geschöpf aus der Welt vertilgt wird; es sollte schon früher geschehen sein.“

Weiter hörte Dörte nichts. Mit zuckendem Herzen wankte sie aus der Stube. Draußen kauerte sie in einen Winkel und weinte sich aus. Wie hatte sie sich diese Monate hindurch gesehnt, nur ein einziges Wort von dem unglücklichen Verurtheilten, nur eine einzige Nachricht über sein Schicksal zu vernehmen! Und nun es eintraf, nun war es die schrecklichste, welche sie empfangen konnte! Sie hätte den Dienstherrn hassen mögen für sein grausames, liebloses Urtheil; — aber freilich, er kannte ihn ja nicht, er sah wirklich in ihm

das Scheusal, welches die Welt und der Gerichtshof mit seinem Verdict aus ihm gemacht hatten und beurtheilte ihn als solches; er ahnte nicht einmal, was ihr der Jüngling war und daß seine Worte ihr Herz zerrissen hatten. So war es also wirklich geschehen! Kein Gott hatte Erbarmen mit dem Unglückseligen und zog die wahren Thäter an das Licht des Tages, um die Unschuld vor der gräßlichsten Schmach zu retten. Sie war, sie blieb von seiner Unschuld überzeugt und im brünstigen Gebete flehte sie zum Himmel, den Kelch zurückzunehmen, welcher schon an seinen Lippen stand und wäre es durch ein Wunder, durch einen prophetischen Sonnenstrahl seiner Allmacht, die Wahrheit zu offenbaren. Einen Augenblick lang fühlte sie sich gehoben durch ihr Gebet, doch nur einen Augenblick. Bis Freitag nur noch blieb Zeit, und heute war Mittwoch; und war bis Freitag dieser Lichtstrahl der Offenbarung nicht geschehen, so viel der blutige Streich. Ach! Da stieg es vor ihr auf, ein furchtbares, überwältigendes Bild! — Das bleiche Gesicht, das halberloschene Auge über dem schmerzzuckendem Munde und den krampfhaft gefaltenen Händen — hier der Pfarrer mit dem Crucifixe, betend, ermahnend, die Rechte wie beschwörend und drohend zugleich zum Himmel emporgehoben, dort der hagere Mann mit dem spitzen

Hut und dem schwarzen Mantel, der auf der einen Seite sich so verrätherisch bauscht, als ob er entsetzliches Geheimniß decke. Da regt es sich, die Falten des Mantels schlagen sich auf, blutig scharlachroth leuchtet er innen — da blitzt es im blutigen Felde, funkelt scharf und schneidig — da schlägt es plötzlich voll auseinander und in nerviger Rechten das Henkerbeil reckt sich aus nach dem bleichen Haupte des Verurtheilten. —

Eine Vision, wie sie die aufgeregte Phantasie zuweilen hervorbringt, daß die trügerischen Spiegelbilder wie wirkliche Ereignisse vor der Seele stehen.

Mit einem Schrei des Schreckens fuhr Dörte von ihrem Sitze im dunkeln Winkel empor und wollte dem schrecklichen Manne entgegenstürzen, ihn zurückweisen von dem Opfer, an dem sein blutgieriges Auge hing; — so kam sie zum Licht zurück, das Bild war verschwunden und erstaunt, hoch aufathmend stand sie in der offenen Flur des Hauses.

Da öffnete sich die Stubenthür und der Bauer frug erschrocken:

„Was ist Dir Dörte“, was schreist Du denn? Mädchen, wie siehst Du aus?

„Nichts ist es, Herr, ich war eine Närrin, daß ich vor einem Schatten mich fürchtete.“

„Du siehst schon am Tage Gespenster, Dörte, bleibe lieber zur Nacht zu Haus! Du könntest Dich fürchten und krank werden."

„Nein, Herr, nein, das war es nicht. Es war etwas aus vergangener Zeit — ich wache bei den Schafen. Ich gehe sogleich und schicke die Knaben heim."

Dörte zögerte nicht länger und Bernewitz ließ sie gewähren. Sie hatte das geladene Jagdgewehr über die Achseln gehängt, so erreichte sie den Weideplatz, auf welchem die beiden Knaben des Dienstherrn sich herumbalgten, während die Schafe, von dem treuen Hunde bewacht, ruhig weidend auf der weiten Grasebene umherzogen. Dörte machte sich, um den trüben Gedanken zu begegnen, sogleich hurtig an die Arbeit. Mit Hilfe der Knaben trieb sie die Thiere in die Hürde, verschloß dieselbe sorgfältig und schickte die Kinder nach Hause. Nachher richtete sie sich in dem Hüttchen ein, nahm den Hund zu sich und stellte das Gewehr schußgerecht neben dem Lager auf, auf welches sie sich streckte. Dasselbe war so aufgestellt, daß sie gerade durch das Fenster und so die ganze Hürde überblickte. — Als sie so ruhig lag brachen Angst und Schmerz auf's Neue frei entfesselt auf sie ein und marterten ihre Seele. Daß sie so machtlos, thatlos bleiben mußte und nichts zu thun vermochte, um das Entsetzliche abzuwenden,

wo sie doch hätte die Erde aufregen und den Himmel in Brand setzen mögen, das war ihr besonders fürchterlich. Sie beweinte ihre Ohnmacht und knirschte zornig, daß sie nicht mit ihren Händen seine Ketten zerreißen, seinen Kerker zertrümmern konnte; aber sie machte sich auch Vorwürfe, nicht genug gethan zu haben, um ihn zu retten. Sie hätte wandern und durchdringen sollen bis zum Könige und seine Knie umfassen, bis er Gnade sprach; — nun war es zu spät geworden. — O diese Marter, diese Qual! Dieses ohnmächtige Ringen eines liebenden, tödtlich gequälten Herzens! — Eine bessere Wächterin als Dörte konnte es gewiß nicht geben — ihr kam keine Regung des Schlafes an. — Es war eine Mondnacht, aber die bleiche Sichel wurde oftmals von bewegt am Himmel hinziehenden Wolken, Trümmern zerstörter Gewitter, die nun wie Gespenster vorüberjagten, unsichtbar gemacht. Die Nacht war mild und ruhig, die Winde trieben nur in den oberen Luftschichten mit den Wolken ihr Spiel. Die Schafe lagen schlafend am Boden umher — wie glücklich, waren sie gegen ihre menschliche Wächterin! Auch Philax, der treue Hund, schlief neben Dörte mit so ruhigen, tiefen Athemzügen, daß es eine beneidenswerthe Ruhe war.

Mitternacht mochte bereits vorbei sein, in Dörte's

Augen war keine Ermüdung, vielweniger Schlaf gekommen. Ihr Blick flog planlos über die Hürde hinaus ins Weite. Plötzlich sah sie an einer Seite derselben eine fremde Bewegung, eine Mannsgestalt erschien in der Hürde. Gleich darauf wurde noch eine andere sichtbar, die jedoch nicht in den Raum herabsprang, sondern auf einem der dicken Einfassungspfosten sitzen blieb. Dörte hielt den Athem an und paßte auf was geschah. Der Hund rührte sich noch nicht — es ging auch so geräuschlos zu, daß Nichts von dem Vorgange zu hören war und Dörte jedenfalls gar nichts bemerkt hätte, wenn sie nicht mit wachen Augen gerade hinausgeblickt hätte. Der Hereingestiegene, ein großer breitschulteriger Kerl, mit wildem Gesicht und einem mächtigen Barte, eine Gestalt wohl geeignet, Schrecken zu erregen und, wie Dörte deutlich bemerkte, auch bewaffnet, schritt mit prüfendem Blicke zwischen den schlafenden Thieren umher. Mit einem festen Griffe erpackte er einen fetten Hammel, warf ihn wie einen Federball über die Schulter und, ehe derselbe recht zum Blöken kam, war der Kerl mit ihm an der Hürde, hatte der auf dem Pfosten Sitzende das Thier ergriffen, hinübergezogen und war ihm nachgesprungen. Ebenso schnell verschwand der eigentliche Räuber durch einen geschickten Sprung aus Dörte's Gesichtskreise. Fast in dem-

selben Augenblicke erst schlug auch der Hund an, wurde aber von Dörte beruhigt. Diese hatte dem ganzen schnell und gewandt ausgeführten Vorgange mehr mit Verwunderung, als mit Schrecken zugesehen. Schon hatte sie das doppelläufige, gutgeladene Gewehr ergriffen und auf den Räuber gerichtet, und sie hätte ihren Mann sicher nicht verfehlt — doch sie setzte es wieder ab und ließ den Raub geschehen. Einestheils war es der plötzlich in ihr auftauchende Gedanke, daß noch mehr der Spitzbuben außerhalb der Hürde lauern könnten, während sie nur ein Gewehr mit zwei Schuß besaß, andrerseits aber auch eine ihr an dem Räuber entgegentretende Aehnlichkeit, der sie jedoch nicht sogleich auf die Spur kam. Doch sie vermochte es nicht auf ihn zu schießen. Ein anderer Plan stieg blitzschnell in ihr empor. Sie vermuthete, daß die wild aussehenden Kerle, die nicht in der Gegend gekannt wurden, zu einer Spitzbubenbande gehören möchten, welche seit einiger Zeit ihr Wesen trieb, ohne daß es bis jetzt gelungen war, den Schlupfwinkel derselben ausfindig zu machen. Vor kurzer Frist war ein adeliges Gut in der Nachbarschaft, rein ausgeplündert und die Bewohner desselben waren theils geknebelt, theils, wenn sie sich zur Wehr gesetzt hatten, ermordet worden. Seit dieser Zeit war die Gensdarmerie sehr in Thätigkeit,

die Räuber zu entdecken. Wenn diese Männer wirklich zu ihnen gehörten, so war ihr Schlupfwinkel vielleicht gar nicht weit von hier und sie konnten sich Bernewitz's Schafheerde für die Lieferung des ihnen nöthigen Hammelbratens ausersehen haben. Dörte besaß Muth, der an Keckheit grenzte, wenn es galt. Die That reizte sie, Gefahr hatte sie nie erschreckt, sondern eher angestachelt. Sie warf das Gewehr über die Schulter, ergriff die Leine des klugen Hundes, dem sie zuredete und verließ so mit demselben die Hütte und die Hürde durch eine kleine Thür neben dem Hüttchen. Schnell befand sich Philax auf der Spur des Hammels und zog vorwärts. Der Himmel war gerade recht düster, daß Dörte weder etwas vor sich sah, noch selbst gesehen werden konnte. Leise beschwichtigte sie den Hund und flog leicht, schnell und geräuschlos über den Grasplan und in den Wald hinein. Bald hatte sie die Räuber vor sich, die den Hammel am Stricke führten und sorglos lachten und scherzten. Dörte beschwichtigte den vorwärts drängenden Hund und folgte leise den sich nicht beeilenden Männern. Zwar konnte sie nur wenige Bruchstücke von der lauten Unterhaltung derselben verstehen, allein den Namen Bernewitz unterschied sie mehrmals deutlich. Auch die Stimmen klangen ihr bekannt, wie ihr vorher der Eine der Kerle erschienen war.

Immer tiefer in den Wald hinein führte der Weg. Und gleich leise folgte Dörte den beiden Kerlen, die sich vergebens bemühten, das widerspenstige Thier, das manchmal jämmerlich blökte, in schnellern Trab zu bringen. Der Mond war wieder hinter den Wolken hervorgekrochen und beleuchtete den Weg. Dörte mußte sich jetzt vorsichtig im Schatten der Bäume halten, und so zart wie eine Katze schleichen, daß auch nicht das raschelnde Laub sie verrieth. Sie hatte nur um den Hund Sorge, der ungeduldig vorwärts drängte; doch auch dieser schien förmlich die Situation zu verstehen, denn er gab weder einen Laut von sich, noch verursachte er sonst Geräusch. Mehr als eine Stunde weit waren sie schon, immerhin nicht gerade langsam, durch den Wald gegangen, der immer dichter und unheimlicher wurde. Jetzt vernahm Dörte deutlich, wie der Eine der beiden zum andern sagte:

„Nimm die Bestie doch auf den Rücken, daß mir vorwärts kommen, die andern werden warten.“

Mit einem Ruck flog das blökende Thier empor und nun ging es schneller vorwärts. Nach einem Viertelstündchen bogen die Kerle in einem fast gar nicht sichtbaren Seitenweg ein, der immer im Zickzack zwischen den Bäumen entlang führte.

Dörte folgte mit Herzklopfen auch da hinein, sich

immer vorsichtig in den Schatten der Bäume drückend, und bald sah sie ein Licht schimmern. Rauhe Männerstimmen riefen den Ankommenden entgegen, und Dörte erblickte in undeutlicher Ferne hinter dichtem Gestrüpp halb in einem Felsen, halb in der Erde eine Höhle, die jedenfalls der Schlupfwinkel des Raubgesindels war. Sie prägte sich beim matten Mondenscheine das Bild, wo derselbe gesucht werden mußte, fest in das Gedächtniß und begann den Rückweg, welchen der Hund mit sicherem Instinkte fand. Vorsichtig aber brach sie an einer Seite des Weges in kurzen Entfernungen Zweige als Wahrzeichen für den wieder zu suchenden Pfad. Der Morgen dämmerte schon als sie wieder in der Hürde ankam, wo nichts Unheilvolles weiter passirt war. Mit ihrem Nachtschlummer aber war es natürlich nun erst recht vorbei.

Elftes Kapitel.

Bald nachdem die Sonne aufgegangen war, kam Bernewitz ältester Knabe zum Weideplatz heraus, um Dörte abzulösen. Diese öffnete die Hürde, aus welcher die Thiere freudig blöckend hinaussprangen, um sich auf dem weiten Grasplan gütlich zu thun. und rannte dann schnell nach Haus, wo sie erwartet wurde.

„Wie ist es gegangen, Dörte", scherzte Bernewitz, als er das Mädchen frisch und muter sah. „Sind die Gespenster über Nacht auch gekommen?"

„Sie sind gekommen", erwiderte das Mädchen, „aber sind auch wieder gegangen — und ich bin ihnen gefolgt. Sie aber bitte ich, Gensdarmen zu holen, daß wir den sauberen Geistern einen Besuch in ihrem Schlupfwinkel machen, der ihnen künftig das Spuken

in der Nacht, das Rauben und Mordbrennen verleiden soll."

„Was soll das heißen, Mädchen?" fragte Bernewitz voll Erstaunen, der wohl den Sinn ihrer Rede dunkel ahnte, doch nicht sicher war, ob sie nicht im Fieber rede.

„Das soll heißen", sagte Dörte, „daß mir zwei Spitzbuben während der Nacht einen Hammel gestohlen haben. Ich schlug keinen Lärm, sondern folgte ihnen vorsichtig, weil ich mir dachte, daß sie einen Theil jener berüchtigten Bande bildeten, die schon seit einiger Zeit ihr Wesen treibt. Ich irrte mich nicht, sondern habe ihren Schlupfwinkel entdeckt und will die Gensdarmen hinführen. Es muß schnell geschehen, denn für lange werden sie sich nicht mit einem Hammel begnügen."

Bernewitz stand voll Erstaunen. Es waren zwar in der Gegend mehrere kleinere Diebstähle, besonders an Vieh, vorgekommen, doch keine größern Räubereien, welche auf das Vorhandensein einer ganzen Bande in solcher Nähe schließen ließen. Die bedeutenden Räubereien mit Mord und Brand hatten sämmtlich mehrere Meilen entfernt stattgefunden, und auf die dortgelegenen Schlupfwinkel richtete sich das Hauptaugenmerk der suchenden Gensdarmen.

Dörte, wenn es Dir wirklich glückte, diese Bande in die Hände der Behörde zu liefern, so befreitest Du

ja die ganze Gegend von einer großen Furcht und Plage, und man müßte Dir eine öffentliche Belohnung geben", sagte Bernewitz mehr und mehr überzeugt.

„Ach, nicht darum ist es mir", erwiderte das Mädchen mit einem Zucken um den Mund, das halb Schmerz, halb Verachtung aussprach. „Aber schnell muß es gehen, wenn es glücken soll. Die ganze Bande schien beisammen zu sein und von einem Raubzuge ausruhen zu wollen. Dabei müssen sie noch überrascht werden."

Bernewitz verkannte das Vernünftige in den Argumenten Dörte's nicht, sondern setzte sich auf ein Pferd und ritt im vollen Carrière nach der nächsten Stadt. Hier meldete er den Vorfall und erbot sich, den Führer eines Detachements Gensdarmen abzugeben. Dörte besorgte unterdeß daheim die in der Wirthschaft nöthigen Arbeiten, als ob nichts geschehen wäre; sie war beinahe fieberhaft thätig, um durch athemloses Schaffen die trüben Gedanken und schrecklichen Vorstellungen ihrer Seele zu übertäuben, denn wie sehr sie auch die Entdeckung der Räuber in Aufregung versetzt hatte, vor dem Schmerz nnd der Angst um Fritz Fröse, den unglücklichen Verurtheilten, mußte sie doch bald in den Hintergrund treten. Immer näher und drohender rückte der furchtbare Freitag herauf; nur Stunden blieben noch, und wenn die Sonne das nächste Mal den neuen

Tag erweckte, würde auch der Streich fallen, nach dessen Schwere, das fühlte sie, ihr armes Herz nie wieder froh werden konnte. Er war dann schon glücklich. Einmal die schwerste Stunde überstanden, ging er zum ewigen Frieden ein, in dessen Reiche das Verborgenste geoffenbart ist und die Menschenseelen durchsichtig wie Bergkrystall vor des Ewigen Blicken stehen. Nicht die Todten, die Ueberlebenden nur sind zu beklagen, die in der Welt der Mängel bleiben und die schmerzlichsten Verluste derer, die ihnen zum Lichte vorauseilten, ertragen müssen.

Mittag war kaum da, da traf auch Bernewitz mit etwa zwanzig berittenen Gensdarmen ein. Sie hielten sich keinen Augenblick länger auf, als es nöthig war, um Dörte mitzunehmen. Diese konnte reiten wie ein Mann. Sie bestieg einen derben litthauischen Pony, der ebenso schnell als ausdauernd im Laufe war, und vorwärts ging es, dem Walde zu. Dörte ritt voraus. Ein scharfgeknickter Baumast bezeichnete den Eingang in den Wald und die geknickten Zweige dienten ihr als Wegweiser. Schnell und doch fast unhörbar zog die Cavalcade in langer Einzelreihe über den weichen, moosbedeckten Waldboden. Plötzlich hielt Dörte an. Schneller, als sie selbst erwartet hatte, waren sie an der Stelle angekommen, an welcher der Zickzackweg

durch Dickicht und Gestrüpp seitwärts ablenkte. Dörte besprach leise mit dem Führer, daß es nöthig sei, hier die Pferde zurückzulassen und so still als möglich zu Fuß vorzudringen.

„Mädchen", sagte der Gensdarm mit Kopfschütteln und nachdenklich den dicken Schnurrbart streichend, „bist Du Deiner Sache auch gewiß? Soll hier wirklich ein Räubernest sein, in diesem Walde, den wir erst neulich durchsucht haben?"

„Meinen Kopf zum Pfande!" erwiderte Dörte. „Wir sind auf richtigem Wege."

Die Gensdarmen erhielten Befehl, abzusitzen, und mußten ihre Waffen bereit machen, sich auch mit Stricken, Handschellen und dergleichen versehen.

„Je leiser, schneller und überraschender wir kommen, um so weniger Blutvergießen gibt es. Sind wir dort, nur tüchtig drauf gehauen und geschossen! Was sich nicht ergibt, muß bluten. Dieses Gesindel kämpft verzweiflungsvoll und um so hartnäckiger, je länger ihm Zeit bleibt, sich zu besinnen."

Mit bereit gehaltenen Karabinern drangen die Leute vor. Wiederum machte Dörte die Führerin. Die Gensdarmen waren geübte Leute, die das Schleichhandwerk verstanden und katzengleich zwischen dem Dickicht hindurchschlüpften. Der Tag war heiß; selbst im Walde

brannte die Sonne fast glühend. Der Führer hatte schon vorher bemerkt, daß sie zu guter Zeit ihren Besuch abstatteten, weil das Gesindel, welches in der Nacht umherschleiche, in der Mittagshitze zu schlafen pflege. Plötzlich stand Dörte still. Sie war an derselben Stelle angekommen, von der man zwischen den Zweigen hindurch einen Einblick in die Höhle gewann. Sie winkte zurück, daß man still stände, und zeigte dem Führer der Gensdarmen das geheime Nest und seinen Eingang. Die Augen des alten Häschers leuchteten freudig auf; welch ein Fang lag da vor ihm! Tausende konnten an diesem Schlupfwinkel ahnungslos vorübergehen und er und seine Leute hatten kürzlich dasselbe gethan, ohne zu ahnen, wie nahe ihnen das gesuchte Brutnest der Räubereien lag. Von dem Standpunkte aus, welchen Dörte ihm angewiesen hatte und den sie in der Nacht durch den ungedeckten Lichtschimmer der Sorglosen erhascht hatte, konnte man in die Höhle hineinblicken, die sich in ihrer Tiefe allerdings verdunkelte und deren Ausdehnung deshalb nicht zu entdecken war. Was der Gensdarm erblickte, war hoffnungweckend. Nicht das geringste Geräusch drang von der Höhle her. Am Eingang derselben aber lagen mehrere Kerle mit Gewehren im Arm. Sie waren sicher als Wachen ausgestellt, schliefen aber sichtbarlich fest. Die

neben ihnen stehenden Trinkkrüge gaben einen Commentar zu dem Schlafe. Von den schlafenden Wachen konnte man auch abnehmen, daß es im Innern der Höhle nicht wachsamer hergehe. Der Gensdarm beobachtete schmunzelnd die Scene und murmelte:

„Unvorsichtiges Gesindel! Sind entschieden Neulinge und zu dumm zum Geschäft.“

„Weshalb das?“ flüsterte Dörte verwundert.

„Siehst Du nicht, sie schlafen wie die Bären im Winter. Dummheit!“

„Um so weniger Blut wird der Kampf kosten; sie werden sich eben sicher gefühlt haben, weil man neulich erst abgesucht hat.“

Der Alte warf dem Mädchen, die damit eine wunde Stelle berührte, einen bitterbösen Blick zu und hätte ihr, wenn Schweigen nicht so streng geboten und sie nicht augenblicklich eine verdienstliche Person gewesen wäre, sicher eine massive Grobheit zugedonnert; so murmelte er nur:

„Solch Gesindel sollte sich niemals sicher fühlen, so lange es Gensdarmen gibt. Diese werden es bereuen!“

Der Gensdarm ging recognoscirend vor. Jetzt mußte ihn Dörte wieder bewundern, wie er aalgleich sich über den Boden wand, ohne daß man es nur einmal hätte rascheln hören, die Höhle erreichte und sie

mit scharfem Auge durchmusterte. Ebenso geräuschlos kehrte er zu seinen Leuten zurück.

„Sie schlafen alle; ich habe zehn Mann gezählt. Sie scheinen alle vollgetrunken, und ich irre mich schwerlich, daß das Weinfaß, welches die Kerle ausgesoffen haben, drüben aus dem Edelhofe stammt.“

Er traf seine Dispositionen, um die Kerle zu überrumpeln und lebendig zu fangen. Dörte und Bernewitz mußten zurückbleiben. In einer Bogenlinie näherten sich die Gensdarmen schußbereit der Höhle. Die Zurückgebliebenen drängten neugierig nach bis zu einem Punkte, von welchem sie die Vorgänge in der Höhle genau beobachten konnten. In der Höhle regte sich nichts. Die ersten Gensdarmen betraten die Höhle und drangen vorsichtig in derselben vor. Ihre Kameraden folgten ihnen auf dem Fuße nach. Flink und sicher umschlichen sie die schlafenden Räuber, mit aufgezogenem Carabiner jeden Augenblick bereit, den etwa Erwachenden eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Jetzt standen die Gensdarmen geordnet, je zwei und zwei neben einem Räuber. Auf einen Wink ihres Führers setzten sie ihre Carabiner in Ruhe und hielten die verborgenen Stricke bereit. Ein zweiter Wink desselben und auf einen Schlag schlangen sich die Stricke um Hände und Beine der Räuber. Ehe dieselben nur recht zum

Erwachen, viel weniger noch zum Bewußtsein kamen, lagen sie widerstandslos, gut geschnürt wie Frachtstücke, am Boden und krümmten und wanden sich in ihren Fesseln. Die Gensdarmen verstanden das Geschäft des Schnürens außerordentlich und hatten ebenso für tüchtige, neue Stricke gesorgt, die wohl einschnitten, aber nicht nachgaben. Die Scene war mit Blitzesschnelle vor sich gegangen, aber mit einem Schlage war es nun auch lebendig geworden. Wildes Getöse und Geschrei tönte aus der Höhle. Schläge und Kolbenstöße gegen die allzu widerspenstigen Gefangenen wurden ausgetheilt und riefen ein Wuthgeheul hervor.

Bernewitz und Dörte eilten nun näher, um sich des glücklichen Erfolgs mitzufreuen, da blitzte jäh ein Schuß in der Höhle auf, ein furchtbar wüstes Geschrei ertönte, und wie ein Teufel, wild und fürchterlich, taumelte ein baumstarker, bärtiger Kerl aus dem Hintergrund auf die Gensdarmen zu. Das abgeschossene Pistol, dessen Kugel einem der Gensdarmen den Arm gestreift hatte, hielt er in der Hand und schlug damit um sich. Er war offenbar schwer betrunken und suchte sich vergeblich zum Bewußtsein emporzuraffen. Ehe ihm das gelang, war er ebenfalls überwältigt, gefesselt und konnte sein Toben und seine grimmigen Flüche am Boden liegend fortsetzen. Eine schleunige Unter-

suchung des Hintergrunds der Höhle ergab zwar keine weitern verborgenen Spießgesellen, um so mehr aber ein ganzes Magazin von geraubten Dingen.

Einige der Gensdarmen hatten die Pferde geholt. Aus den Satteltaschen wurden die Hand- und Fußschellen hervorgenommen und den Räubern säuberlich an die Glieder gelegt. Mit den Stricken wurden sie unter einander verbunden, sodaß sie eine lange Kette bildeten, deren etwa widerspenstige Glieder durch Kolbenstöße überraschend schnell zum Gehorsam und zur Demuth gezwungen wurden. So kamen sie aus der Höhle hervor. Bernewitz und Dörte sahen sich die gefangenen Vögel neugierig an. „Da ist der Hammeldieb", rief Dörte und zeigte auf den hohen, bärtigen Kerl. Bei Dörte's Anblick erschrak derselbe offenbar; auch ihr kam er jetzt wieder bekannt vor. Da trat ein Anderer aus der Höhle, ein älterer Mann mit finstern, von Furchtschauern durchbebten Zügen, auch seine Augen begegneten sich mit denen Dörte's; sie erschrak wie er, stürzte vorwärts zu ihm und starrte ihm groß in das Gesicht, in dem es bei ihrem Blicke wie unter einem Blitzstrahl zuckte.

„Murner!" schrie das Mädchen, „seid Ihr es wirklich? Gott im Himmel, Ihr unter den Räubern! — Und das" — sie deutete auf den Bärtigen — „das ist

Euer Sohn! O Murner, wer hätte das von Euch gedacht, als Ihr noch auf dem Ring wart!"

„Der Ring, ja der Ring, der war eben unser Unglück — schweig mir vom Ring!" brüllte der Alte mit allen Zeichen des Entsetzens.

„Nun ist's da. Nun bricht es los, Junge — nun bricht es! Siehst Du, ich habe es immer gesagt!" jammerte er dann wieder und drückte, so gut es ging, die Hände mit den eisernen Ringen an die Augen; aber der Bärtige antwortete nicht, sondern warf nur einen bösen Blick auf Dörte.

Die Kerle mußten weiter, aber in Dörte war plötzlich ein Gedanke aufgestiegen, der ihr das Blut zum Sieden brachte und den Verstand zu versengen drohte. Auch sie erpackte mit beiden Händen ihren Kopf, als wollte sie ihn so in das rechte Gleis ruhigen Denkens zurückzwängen, während siedend heiß Furcht, Hoffen, Ideen, Pläne, Vermuthungen in ihr emporstiegen.

Mehrere der Gensdarmen hatten unterdeß angefangen, das geraubte Magazin von Gegenständen aller Art an das Licht des Tages zu schaffen. Wählerisch waren die Herren nicht gewesen, das sah man an dem bunten Gewirr, in dem sich die kostbarsten Dinge mit werthlosem Plunder mischten. Eben brachten ein paar Gensdarmen auch einen großen eisernen Kasten geschleppt.

„Donnerwetter!" rief der alte Führer und strich gefällig den Bart, „da kommt wohl die Schatzkammer der Bande!"

Die Truhe war verschlossen.

„Vielleicht paßt dieser Schlüssel", rief einer der Leute, welche die Räuber visitirt hatten; „der wilde Kerl hatte ihn in der Tasche."

„Er paßt", schmunzelte der Alte und öffnete den Kasten. Ein reicher Schatz an Gold und Silbermünzen blinkte ihm entgegen. „Das Geschäft lohnt besser als irgend ein ehrliches Amt", murmelte er und besah einen Haufen Papiere, die in einem aparten Fache lagen. „Donnerwetter, die Kerle haben auch Staatspapiere!"

Er blätterte weiter. Auch ein paar Brieftaschen kamen zum Vorschein. Bernewitz und Dörte sahen ihm zu. Plötzlich schrie diese laut auf und griff nach einer Brieftasche. Sie entfaltete sie mit zitternder Hand, las einen Namen, ein paar Zeilen darin, auch einen Zettel der ihr entgegenfiel und schrie:

„Geben Sie mir diese Tasche auf einen Tag! So, nur die leere Tasche und diesen Zettel. Ich beschwöre Sie, es gilt ein Menschenleben!"

Und ehe sich die Leute recht besinnen konnten, hatte sie ihrem Dienstherrn ein paar Worte zugeflüstert, auf welche derselbe überrascht, zustimmend nickte.

Dann schwang sie sich auf den Pony und jagte davon.

„Ich bürge für die Tasche", sagte Bernewitz zu dem Gensdarmen.

„Bah, an dem leeren Lappen wird nichts liegen", meinte dieser wegwerfend und blickte schmunzelnd auf die glänzenden Schätze vor sich; „aber was hatte die Dirne nur?"

„Sie werden es erfahren, Mann. Wenn sie recht hatte, so war es eine wunderbare Fügung Gottes, die das Mädchen gerade heute hierher geführt hat, ein Lichtstrahl in die Nacht des entsetzlichsten Irrthums."

Zwölftes Kapitel.

So bewegtes Leben als an diesem Freitagmorgen hatte lange nicht in den Straßen der Stadt geherrscht, in welcher Fritz Fröse im vergangenen Herbste zum Tode verurtheilt worden war und heute durch das Fallbeil hingerichtet werden sollte. Denn fanden auch die Hinrichtungen nicht mehr öffentlich, sondern im geschlossenen Hofe des Criminalgefängnisses statt, und war so das eigentliche, die Menschlichkeit empörende Schauspiel den Augen der gafflustigen Menge entrückt worden, so blieb man doch auf der Straße, in der Nähe, um wenigstens die Spannung mitzuempfinden und von den wenigen Bevorzugten, welche Zeuge der Scene sein durften, nach vollbrachter Execution die Details derselben zu vernehmen.

Fritz Fröse war noch dazu ein so interessanter Verbrecher, über dessen stille Ergebenheit in sein Geschick sich die Frauen die rührendsten Geschichten erzählten. Wagten sie es auch nicht gerade zu äußern, den stillen Wunsch hegten sie fast alle, zur Befriedigung ihrer Neugier ihn nun auch noch sterben zu sehen. Da dieses nicht anging, so wogten sie wenigstens in den Straßen hin und her und schwatzten, vermutheten und jammerten auch wohl dazwischen.

Endlich ertönte mit schnellen eintönigen Schlägen das sogenannte Armensünderglöckchen und verkündigte, daß der Delinquent seinen letzten schweren Gang angetreten hatte. In demselben Augenblicke wurde Fritz, der sich sauber angekleidet und die ganze Nacht in stiller, ruhiger Andacht verbracht hatte, aus seiner Zelle in den Gerichtshof hinabgeführt. Er ging ungefesselt, denn er bewegte sich zwischen Soldaten, die mit geladenen Gewehren rings im Gefängnißhofe eine Kette bildeten.

Als Fritz aus dem Hause trat, sah er links die ernsten, gespannten Gesichter der Zuschauer des grausigen Actes, der sich vorbereitete; in der Mitte auf einer Tribüne saßen die Mitglieder des Criminalgerichts in feierlicher Würde, und rechts ganz einsam stand ein mit schwarzem Tuche umhüllter Koloß, neben dem ein fin=

sterblickender Mann mit schwarzem Mantel lehnte. Fritz schauderte bei diesem Anblick und erbleichte noch mehr; seine Hand griff, wie nach einer Stütze, nach dem Arme des ihn geleitenden Geistlichen.

Der Criminaldirector erhob sich. Der alte Mann mit dem gutmüthigen Gesichte zitterte selbst, seine Hand bebte, die das verhängnißvolle Papier hielt. Die Richter erhoben sich, und mit unsicherer Stimme verlas er das bestätigte Todesurtheil. Tiefes Schweigen herrschte ringsumher, als die verhängnißvollen Worte wie Gespenster der Nacht die Luft durchzitterten.

„Unglücklicher!" rief der Geistliche mit bewegter Stimme, „in wenigen Minuten wirst Du vor dem Richterstuhle Gottes stehen — willst Du mit einer Lüge auf den Lippen, ohne Sühne und Reue aus diesem Leben scheiden, um in die ewige Verdammniß zu gehen? Gehe in Dich, mein Sohn, Deine zeitlichen Sekunden sind gemessen — bekenne Deine Schuld!"

„Ich bin bereit vor Gottes Thron zu treten", sagte der Verurtheilte sanft, „quälen Sie mich nicht, ehrwürdiger Mann, denn ich habe nichts zu bekennen. Meine Richter haben ihre Pflicht gethan — der Schein ist wider mich — ich zürne Niemand, aber ich bin unschuldig!"

Der Geistliche zuckte die Achseln, der Criminal-

director erhob sich unwillig. Tiefe Stille herrschte ringsumher — der Greis hatte den Stab genommen. Mit beiden Händen ergriff er das zerbrechliche Symbol eines Menschenlebens und rief mit lauter Stimme:

„Dein Leben ist verwirkt, der Stab über Dir gebrochen. Scharfrichter, ich übergebe Euch den Delinquenten von Rechtswegen — thut Eure Schuldigkeit!"

Der Stab fiel zerbrochen vor des Verurtheilten Füßen nieder.

In demselben Augenblicke sank die Hülle der Mordmaschine — ein Schreckensruf ertönte aus dem Publikum, als das schauerliche Instrument sichtbar wurde — der Scharfrichter trat langsam, feierlich vor und streckte die Hand nach seinem Opfer aus. Doch ehe er es erreichte, wurde eine Bewegung laut — ein Mädchen drängte sich durch die Menge und rief:

„Haltet ein! Er ist unschuldig!"

So stürzte sie zu den Richtern, hochglühend, außer sich, athemlos vor dem greisen Director nieder und hielt eine Brieftasche zu ihm empor. Der Director hatte Dörte erkannt, die früher schon Versuche zu des Verurtheilten Rettung gemacht hatte; er hielt sie für wahnsinnig. Er winkte den Dienern, sie hinwegzubringen und sagte:

„Scharfrichter, lassen Sie durch eine Wahnsinnige Ihre Pflicht nicht stören!"

„Ich bin nicht wahnsinnig!" schrie diese. „Ich bin geritten Tag und Nacht von weit über der Grenze drüben her, um diese Tasche herzubringen. Sehen Sie nur diese Tasche und den Zettel in derselben. Sie hat dem gemordeten Ringbauer gehört und wurde im Besitze von Räubern gefunden, deren Schlupfwinkel ich entdeckte und den Gensdarmen zeigte. Unter den Räubern befand sich ein früherer Knecht des Ringbauers mit seinem Vater, die derselbe fortgejagt hatte; sie sind die Mörder!"

„Dörte", rief der Verurtheilte, der sich plötzlich belebte, „ist es möglich, Du kommst als Rettungsengel, jetzt, da schon Alles verloren schien! O mein Gott, mein Gott, wie danke ich Dir, Du hast mich doch nicht verlassen!"

Der Director besah nachdenklich die Brieftasche; sie trug des Ringbauers Namensschrift. Er besah auch den Zettel, auf welchem die Worte standen: „Vater, verzeihe meine Flucht, ich konnte nicht gehorsam sein. Das Geld nehme ich als mein Erbtheil vom Onkel. Verzeihe Du und auch die Mutter! Lebt alle wohl! Fritz."

Während der Gerichtsdirector noch nicht wußte, ob

er an Wahnsinn, Betrug oder Wahrheit glauben sollte, wurde ein Gensdarm aus dem Nachbarstaate hereingeführt. Er überbrachte einen Brief mit der amtlichen Meldung von der Gefangennahme der Räuber und dem Auffinden von Gegenständen und Staatspapieren, welche ohne Zweifel aus dem Besitze des ermordeten Ringbauers Fröse stammten. Ein weiteres Vernehmen sollte eingeleitet und die Resultate mitgetheilt werden.

So war es also Wirklichkeit! An der Stufe des Schaffots war die Rettung noch erschienen. Und das treue Mädchen hatte sie gebracht! Denn so sehr auch der Gensdarm sein Pferd angestrengt hatte, ohne Dörte's Vorgang wäre seine Botschaft doch um ein paar Minuten zu spät gekommen.

Nach einigen Tagen langten die Geständnisse der eigentlichen Mörder an, die aus Haß über die vom Ringbauer erlittene Schmach mit ihren Spießgesellen gekommen waren, die Ringmauer überstiegen, das Beil von wohlbekannter Stelle genommen, gemordet, geplündert und schließlich mit der Brandfackel gewüthet hatten. Durch Fritz gestört, waren sie mit ihrem Raube durch den Garten entflohen. Murner hatte am Flusse den schnellsten Kahn erkannt und losgerissen; so waren sie den Fluß hinab in den Strom getrieben, waren an geeigneter Stelle gelandet und hatten den Kahn den

Wellen preisgegeben, die ihn vielleicht in das Meer hinausschaukelten.

Fritz Fröse wurde freigelassen und für unschuldig erklärt. Die allgemeine Theilnahme wandte sich ihm zu. Fritz war mit einem Male von allen Kreisen gesucht, und so ruhig und ergeben wie sein Geschick, so mit froher Dankbarkeit, doch ohne lauten Jubel, ertrug er jetzt auch das wiedergewonnene Glück. Wie herzlich dankte er der guten Dörte!

„Du treue, liebe Seele Du, wie soll ich Dir danken für so viele Liebe und Aufopferung!" sagte er innig.

Sie lachte über so vieles Wesen um einfache Erfüllung der Menschenpflicht; aber in ihren Augen glänzten Thränen der Rührung und des Entzückens. Ihr Herz, das kranke, gebrochene war plötzlich wieder gesund geworden und jubelte im Hochgefühl des Glücks.

Länger als ein paar Tage hielt es Fritz in der Stadt nicht aus. Sobald er mit der Behörde in Ordnung und frei, unschuldig und erbberechtigt gesprochen war, fuhr Fritz mit Dörte nach Tenglin. Die Leute daselbst begegneten ihm kühl, zurückhaltend und verlegen, so herzlich vergebend er ihnen auch entgegenkam. Er besuchte mit Dörte die Gräber seiner Aeltern und Brüder und das Grab der unglücklichen Lene. An diesem ihnen heiligen Grabe fanden die beiden Menschen des

Lebens Glück wieder, wurde Dörte des still geliebten Jünglings Braut.

Fritz brachte sie zu seinem Vetter, dem Müller, bei welchem er herzliche Aufnahme fand. Er wollte nicht hier bleiben, wo er so vieles Bittere erlebt, sondern nach Süddeutschland oder der Schweiz auswandern, sobald seine Erbangelegenheiten geordnet wären. Auch das ward endlich vollendet. Die verschiedenen Summen, die geraubten Gelder, die Versicherungs- und Verkaufsgelder kamen zusammen und wurden dem letzten Erben des reichen Ringbauers ausgeliefert.

Als ob der Himmel vor seiner Abreise den jungen Fröse gänzlich und von jeden Verdacht reinigen wolle, kam auch noch die Nachricht aus Amerika, daß daselbst ein Sterbender Namens Brand bekannt habe, aus Rache in Deutschland eine Mühle angezündet zu haben, weil der Müller seinen Trotz um ein Stück Land mit Gewalt gebrochen habe. Er sei damals in der Nacht vor seiner Abreise noch nicht auf dem Schiffe gewesen, sondern habe dasselbe erst früh, beinahe im Augenblick der Abfahrt bestiegen. Während der Nacht sei er gewandert, um dem Müller ein Gedenkfeuer anzuzünden. Der Mühlbursche, der ihn gehört, habe geschrien und ihn festhalten wollen, bis er ihm mit seinem Stock einen Hieb über den Kopf versetzt habe, daß er todt

hingestürzt sei. Die Gewissensqual, ein Mörder zu sein, hatte ihm das Bekenntniß abgezwungen.

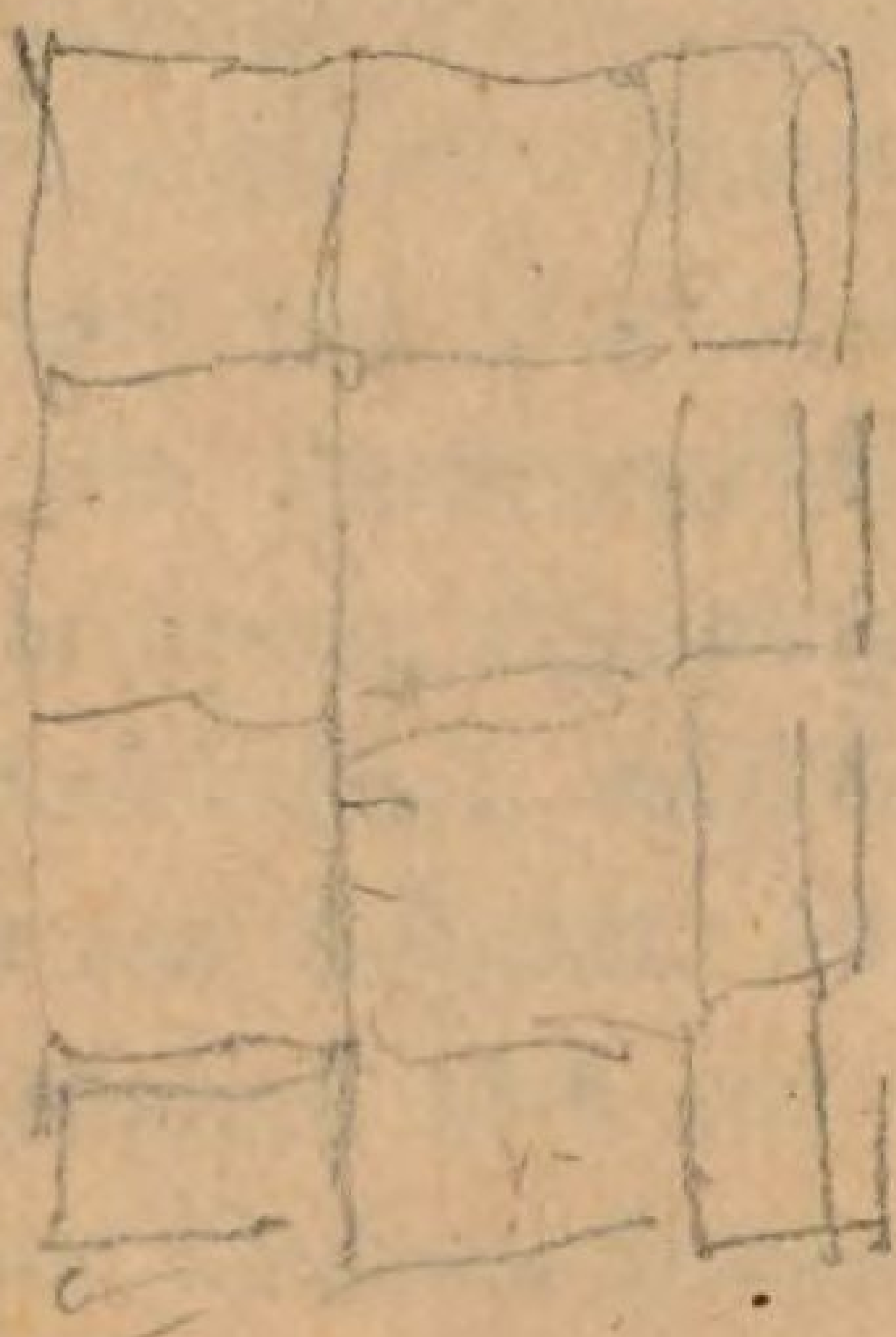
Das war die letzte Rechtfertigung des hartgeprüften Fritz Fröse. Sie kam vor seinem Hochzeitstage an. Gleich nach der Trauung reiste er mit seiner Dörte fort, angeblich ziellos.

Fritz Fröse hat die Communication mit der Heimat abgebrochen und lebt still und glücklich in einer herrlich gelegenen süddeutschen Universitätsstadt, wo er Nahrung für seinen wissensdurstigen Geist und darin Entschädigung für seine verfehlte Jugend findet. In einem trauten Familienglücke und bei seinen Büchern hat er die erlittenen Drangsale, die ihn bis an die Stufen des Schaffots trieben, vergessen; Dörte theilt seine Zufriedenheit und Seligkeit. Sie sind beide glücklich.

Den Räubern aber, unter denen sich die wirklichen Mörder der Ringbauerfamilie befanden, wurde in dem Lande, wo sie gefangen genommen wurden, der Proceß gemacht und an ihnen das wegen Mord und Brand ausgesprochene Todesurtheil wirklich vollzogen.

Ende.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.
Papier von Julius Lange in Jeßnitz bei Dessau.

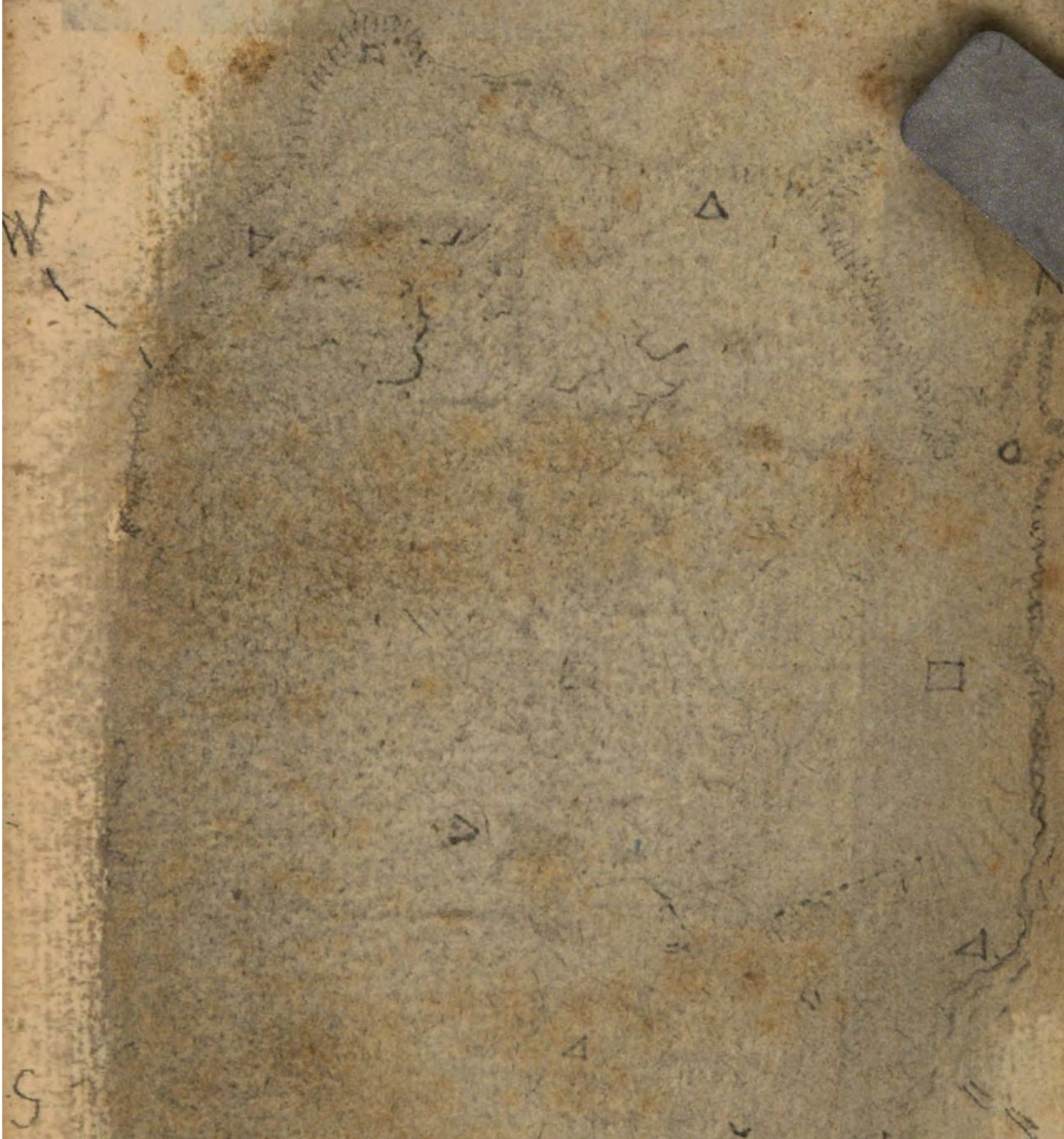


10 □M

3000
3000
2000

30C

2C
6A
20 J.
25 . J.


W
S
O